



Landschaftsverband
Weser-Hunte e.V.



Stätten Jüdischer Kultur und Geschichte

in den
Landkreisen Diepholz und Nienburg / Weser

2., überarbeitete Auflage

VORWORT

Zur Geschichte unserer Region gehört auch die Geschichte der jüdischen Gemeinden. Sie bestanden in vielen Orten seit dem 17. Jahrhundert bis in die Zeit des Nationalsozialismus, als die jüdischen Einwohnerinnen und Einwohner systematisch verfolgt, in die Emigration gezwungen oder ermordet wurden. Nach 1945 konnte sich in den Landkreisen Diepholz und Nienburg/Weser kein dauerhaftes jüdisches Gemeindeleben mehr entwickeln. So zeugen heute die jüdischen Friedhöfe mit ihren teils jahrhundertalten Grabsteinen, die wenigen erhaltenen ehemaligen Synagogen und die Standorte der 1938 in der Reichspogromnacht und danach zerstörten Bethäuser von den jüdischen Gemeinden. Sie machen deutlich, dass die Erinnerung an die jüdische Geschichte, an kulturelle Blüte und deutsch-jüdischen Alltag, an Verfolgung und Vernichtung nicht nur in Gedenkstätten und Museen, sondern eben auch „nebenan“ ihren Ort hat.

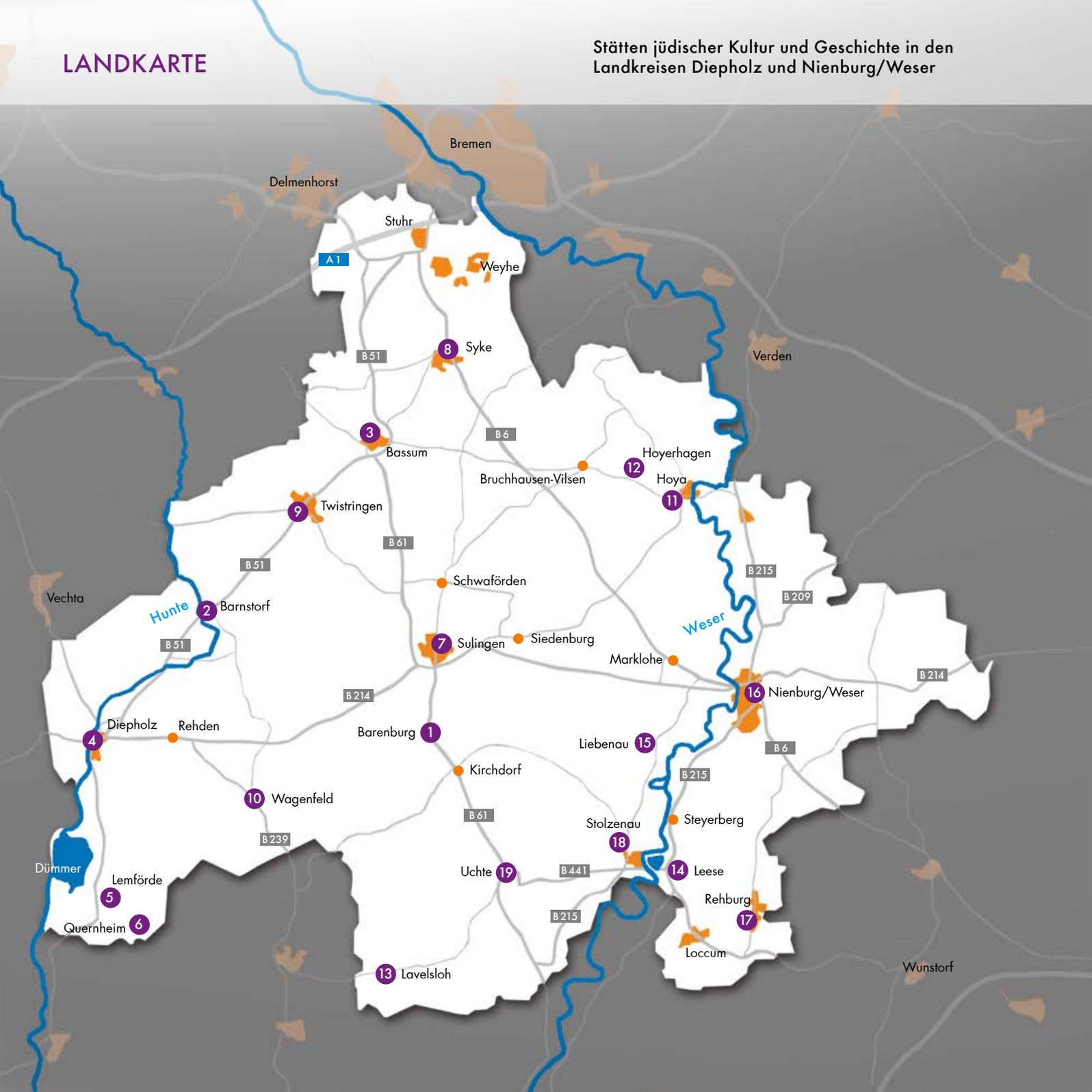
Seit vielen Jahren engagieren sich Bürgerinnen und Bürger für die Erforschung der jüdischen Geschichte „vor Ort“, für das Erinnern an die Opfer der Verfolgung und für die Information über jüdisches Leben. Der Landschaftsverband knüpft mit diesem Wegweiser, der anhand neuer Erkenntnisse und Funde, in zweiter, überarbeiteter Auflage herausgegeben wird, an die zahlreichen örtlichen Initiativen an, die sich der Erforschung und der Erinnerung an das jüdische Leben in der Region widmen.

Herrn PD Dr.-Ing. habil. Ulrich Knufinke M.A., Wolfsburg, der mit der Erarbeitung dieser Broschüre beauftragt wurde, danken wir für seine Beiträge in Text und Bild. Ebenso gilt auch den Städten, Gemeinden und Samtgemeinden sowie den Archiven und Museen ein besonderer Dank, denn nur mit ihrer Unterstützung und der Hilfe zahlreicher Bürgerinnen und Bürger war die Realisierung dieser Veröffentlichung möglich.

Landschaftsverband Weser-Hunte e.V.

Cord Bockhop
Vorsitzender

Detlev Kohlmeier
stellv. Vorsitzender



INHALT

Standorte		Seite
	EINFÜHRUNG	2
	STÄTTEN JÜDISCHER KULTUR UND GESCHICHTE IM LANDKREIS DIEPHOLZ:	
1	Barenburg	14
2	Barnstorf	16
3	Bassum	18
4	Diepholz	20
5	Lemförde	24
6	Lemförde-Quernheim	26
7	Sulingen	27
8	Syke	29
9	Twistringen	32
10	Wagenfeld	35
	STÄTTEN JÜDISCHER KULTUR UND GESCHICHTE IM LANDKREIS NIENBURG/WESER:	
11	Hoya	38
12	Hoyerhagen	40
13	Lavelsho, Gemeinde Diepenau	41
14	Leese	42
15	Liebenau	43
16	Nienburg/Weser	46
17	Rehburg-Loccum, Ortsteil Rehburg	51
18	Stolzenau	54
19	Uchte	57
	HINWEISE	58
	WEITERFÜHRENDE LITERATUR	59
	INFORMATIVES	60
	IMPRESSUM	61

EINFÜHRUNG

In den Landkreisen Diepholz und Nienburg/Weser gab es zwischen dem ausgehenden 17. Jahrhundert und der Zeit des Nationalsozialismus eine bedeutende Zahl jüdischer Gemeinden. Sie unterhielten Synagogen und Betsäle für ihre Gottesdienste, Schulen, Friedhöfe und weitere soziale Einrichtungen. Nach der Zerstörung der meisten Synagogen in der sog. Reichspogromnacht im November 1938 und der Deportation der letzten jüdischen Einwohnerinnen und Einwohner in die Vernichtungslager sind viele dieser Orte zerstört oder vergessen. Dieser Wegweiser will zu den Stätten jüdischen Lebens, jüdischer Kultur und deutsch-jüdischer Geschichte führen: In den größeren Städten ebenso wie in kleinen Gemeinden finden sich ehemalige Synagogen und die Standorte der zerstörten Gebäude sowie zahlreiche jüdische Friedhöfe mit einem großen Bestand historischer Grabsteine. Sie zeugen von einem über zweieinhalb Jahrhunderte andauernden Zusammenleben von Juden und Christen in der Region, von dessen zeitweiligem Gelingen und katastrophalem Misslingen, das in den Holocaust mündete.

Da von mittelalterlichen jüdischen Gemeinden nichts bekannt ist, waren die Niederlassungen von wenigen Familien gegen Ende des 17. Jahrhunderts der Beginn jüdischen Lebens in der Region. Gegen hohe Zahlungen und unter strengen Auflagen konnten sich zum Beispiel in Nienburg, Diepholz, Lemförde, Rehburg und Stolzenau einzelne Familien ansiedeln. Sie galten als „Schutzjuden“, denen die Landesherrn befristete Schutzbriefe ausgestellt hatten. Zumeist lebten sie vom Handel. Nicht nur die Abgaben machten die Ansiedlung von jüdischen Familien für die Regierenden lukrativ, auch erhoffte man sich einen wirtschaftlichen Aufschwung für die noch immer an den Folgen des Dreißigjährigen Krieges leidenden Gebiete.

Für ihre Gottesdienste richteten die jüdischen Familien Synagogenräume in privaten Häusern ein. Eigenständige Synagogengebäude gab es in der Region im ganzen 18. Jahrhundert nicht,



Jüdischer Friedhof in der Feldmark bei Stolzenau

zumal Haus- und Grunderwerb sehr erschwert waren. Dies machte auch die Anlage von Begräbnisplätzen schwierig. Dennoch sind Friedhöfe die ältesten erhaltenen Zeugnisse jüdischen Lebens in den beiden Landkreisen.

Die Sorge für die ewige Totenruhe ist im Judentum eine bedeutende religiöse Verpflichtung. Gräber sollen weder ein weiteres Mal benutzt noch ohne triftigen Grund verlegt werden. Nicht nur aus Kostengründen war es daher sinnvoll, landwirtschaftlich kaum nutzbare, abseits der Siedlungen gelegene Flächen als Friedhöfe zu erwerben: Hier war die Gefahr der späteren „Um-utzung“ geringer. Jedoch waren die in unserer Region oft auf sandigen Hügeln angelegten Begräbnisplätze in der Feldmark oft mutwilligen und zufälligen Zerstörungen ausgesetzt, weshalb man sich um ihre Einfriedung mit Hecken oder Mauern bemühte. Ein bemerkenswertes Beispiel für einen solchen Friedhof in der offenen Feldmark ist der Begräbnisplatz der jüdischen Gemeinde Stolzenau (s. Abb. oben).

Ob es in jeder jüdischen Gemeinde unserer Gegend eine Beerdigungsgesellschaft (hebräisch: Chewra Kadischa) mit festen Statuten gegeben hat, ist nicht belegt. Doch wird überall ein Kreis von kundigen Gemeindemitgliedern dafür gesorgt haben, dass die rituellen Vorschriften für die Vorbereitung der Leichname und die Bestattung eingehalten und die Hinterbliebenen betreut wurden. Wie die Krankenpflege und die Armenfürsorge ist das Beerdigungswesen bis heute eine bedeutende sozial-religiöse Aufgabe in den jüdischen Gemeinden, bei der eine Vielzahl von Regeln und Traditionen beachtet werden.

Vorschriften gibt es nicht nur für die Bestattung, sondern auch für den Friedhofsbesuch: Männliche Besucher tragen eine Kopfbedeckung; am Schabbat (Freitagnachmittag bis Samstag) sowie an jüdischen Feiertagen werden Friedhöfe nicht betreten – Regeln, die auch nicht-jüdische Besucherinnen und Besucher einhalten sollten.

Die Kennzeichnung der Grabstätten ist eine weitere Verpflichtung, die die Angehörigen oder bei verstorbenen Bedürftigen die Beerdigungsgesellschaften bzw. die Gemeinden erfüllen. Dadurch, dass die Gräber nicht wieder belegt und die Grabsteine nicht entfernt werden dürfen, werden Friedhöfe allmählich zu einem Archiv der jüdischen Gemeinden und ihrer Familien. Zwischen Weser und Hunte sind Grabsteine vom 18. bis 20. Jahrhundert erhalten. Zumeist wurden die Bestattungen in chronologischer Abfolge in dichten Reihen vorgenommen, manchmal fanden sie auch nach Familienzugehörigkeit statt. Für Kinder gibt es oft eigene Gräberreihen. Die älteren Steine sind meist recht einheitliche, aus Sandstein gefertigte Tafeln. Sie tragen ausschließlich hebräische Inschriften, in



denen die Namen der Bestatteten und ihre Lebensdaten genannt werden. Hinzu kommt eine Würdigung der Verstorbenen.

Gelegentlich finden sich bestimmte Symbole: Hände mit zum Segen gespreizten Fingern zeigen die Abkunft von den Kohanim, den Priestern des Tempels in Jerusalem an. Die Kanne steht für die Leviten, die Tempel-

Traditioneller, barocker Grabstein mit hebräischer Inschrift
Friedhof Stolzenau

diener (s. Abb. unten). Selten ist das Beschneidungsbesteck eines Mohels (hebräisch für Beschneider) zu erkennen, der ein wichtiges Ehrenamt in der Gemeinde ausübte.

Im 19. Jahrhundert erweitert sich der Formenreichtum der Grabsteine, und es kamen andere, nicht spezifisch jüdische Symbole hinzu. Zu unterschiedlichen Zeitpunkten setzte die Beschriftung mit deutschen Inschriften ein, die zunächst auf der Rückseite, später auch auf der Vorderseite angebracht wurden. Nur in seltenen, späten Beispielen wird auf einen hebräischen Text ganz verzichtet. Entsprechend den Moden der Zeit änderte sich die Stilistik der Grabsteine, die nun auch aus Granit und (selten) aus Marmor gearbeitet wurden: Klassizistische und neugotische Elemente finden sich ebenso wie solche des Jugendstils oder der frühen Moderne.

Der Wandel der Grabsteingestaltung steht in enger Verbindung mit den Veränderungen der Situation der jüdischen Gemeinden und ihres Selbstverständnisses im 19. Jahrhundert. Bestrebungen nach rechtlicher Gleichstellung und sozialer Aufwertung



Typische Symbole auf Grabsteinen:
Levitenkanne (oben), Friedhof Liebenau
Hände des Priestersegens (unten), Friedhof Leese



hatten allmählich Erfolg: Auch wenn die kurze Phase der Gleichberechtigung unter napoleonischer Herrschaft mit der Ausrufung des Königreichs Hannover geendet hatte und die alten Beschränkungen wieder galten, nahmen die Gemeinden einen bedeutenden Aufschwung. Um 1850 erreichten die meisten jüdischen Gemeinden der Region ihren höchsten Mitgliederstand. Der Handel mit landwirtschaftlichen Gütern und die Versorgung der Bevölkerung mit auswärtigen Waren bildeten neben wenigen handwerklichen und frühindustriellen Betrieben die wirtschaftliche Grundlage der Familien. Doch blieben sowohl die Anteile an der Gesamtbevölkerung als auch die Gemeinden selbst zahlenmäßig klein: Nur wenige hatten über hundert Mitglieder. In der Zeit zwischen 1800 und 1860 konnten jedoch in einigen Orten neue Synagogengebäude eingeweiht werden.

Grundbedingung für einen Synagogenraum ist, dass wenigstens zehn Religionsmündige darin Platz finden können. Bestimmte Raum- und Bauformen sind nicht vorgegeben. Die Ausstattung und die Anordnung der Plätze und Betpulte bzw. Bankreihen variiert je nach Tradition und Ausrichtung der Gemeinde. Auf der nach Jerusalem, also nach Osten oder Südosten, gerichteten Seite des Raums



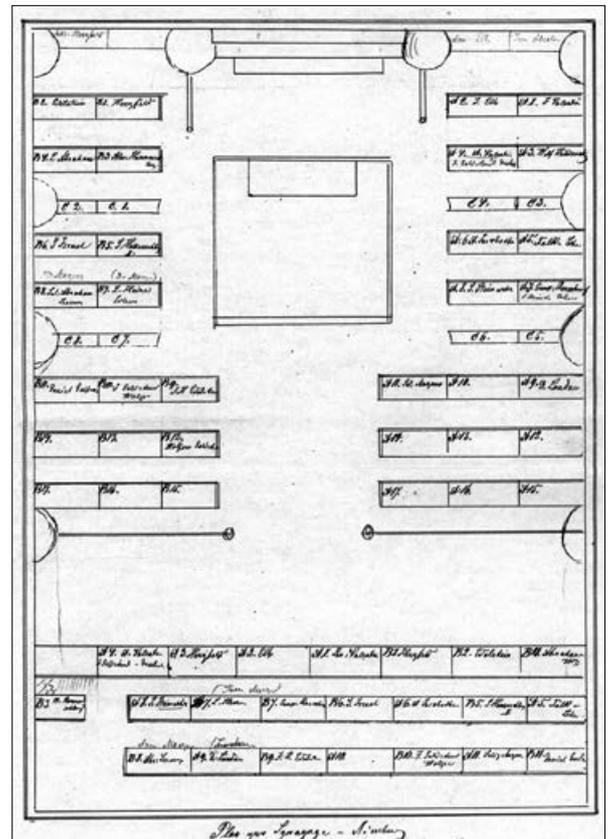
steht der Toraschrein (hebräisch: Aron ha Kodesch) für die Verwahrung der Torarollen. Die Tora mit dem hebräischen Text der fünf Bücher Mose, der auf lange Pergamentstreifen geschrieben wird, ist das wertvollste und einzig heilige Gut der Synagoge. Der meistens reich geschmückte Toraschrein ist ein höl-

Grabstein aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in neugotischen Formen
Friedhof Liebenau



Modellrekonstruktion des Innenraums der Nienburger Synagoge mit Blick zum Toraschrein

Historischer Grundriss der Synagoge in Nienburg, mit Toraschrein (oben), Bima (davor), Bankreihen und Frauenbereich (unten, eigentlich auf einer Empore über dem Eingang)



zerner Schrank. Ein Vorhang verdeckt seine Türen, die oft von Säulen eingerahmt und einem Giebel bekrönt sind.

Während des Gottesdienstes bringt man die Torarollen aus dem Schrein auf ein in der Mitte des Raums aufgestelltes Podest (hebräisch: Bima, „Bühne“) mit einem Lesepult. Nach der Lesung, die den Höhepunkt des Gottesdienstes darstellt, werden die Torarollen wieder zurück in den Schrein gebracht. Ein weiterer Einrichtungsgegenstand ist das Vorbeterpult, das in traditionellen Synagogen seitlich vor dem Toraschrein steht. Die Betspulte der Männer sind entlang der Wände und



Torawimpel aus Nienburg, Anfang 19. Jahrhundert (Ausschnitt)

um die Bima aufgestellt, später setzten sich Bankreihen wie in Kirchen durch. Bis ins 19. Jahrhundert wurde in allen Synagogen eine strenge Geschlechtertrennung vollzogen, für die verschiedene religionsgesetzliche Begründungen angeführt werden. Frauen finden in traditionellen Synagogen ihren Platz in angefügten Räumen, auf Emporen oder in abgetrennten Raumteilen. Die Synagogen in unserem Gebiet folgten alle diesem traditionellen Raumschema, soweit man dies anhand der wenigen Quellen rekonstruieren kann. Nach außen waren sie zumeist schlichte, unauffällige Gebäude, die kaum von nicht-religiösen Bauten zu unterscheiden waren. Am auffälligsten war wohl die Synagoge in Nienburg gestaltet: Zwei Säulen betonten den Eingang. Jüdische Symbole wie Davidsterne oder Gesetzestafeln wurden nach derzeitiger Kenntnis an keiner Synagoge der Region angebracht. Bei einem Teil der Bauten war der Betsaal in ein größeres Haus

einbezogen, in dem weitere Gemeinderäume untergebracht waren (zum Beispiel in Diepholz, Rehburg oder Twistringen). Andere Synagogen wurden nur als Bethäuser errichtet, die jedoch immer in enger Nachbarschaft mit einem Gemeindehaus standen (Stolzenau, Syke, Nienburg). Entsprechend der Größe der jüdischen Gemeinden waren ihre Synagogen keine prachtvollen, repräsentativen Bauwerke, wie sie gleichzeitig in den Großstädten zu entstehen begannen. Dennoch lässt sich erkennen, dass man stilistischen Vorgaben in der Architektur der Zeit folgte. Vor allem die Synagoge in Nienburg war ein bemerkenswertes Beispiel klassizistischer Sakralarchitektur, doch auch bei denen in Syke, Stolzenau und Hoya lassen sich Merkmale dieser Epoche erkennen. Durch die relativ kurze Phase von nur fünf Jahrzehnten, in denen neue Synagogen in der Region entstanden, lässt sich die weitere Entwicklung dieser Baugattung hier nicht verfolgen: Die reich gestalteten „maurischen“ oder die „neoromanischen“ Synagogen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts fanden hier keine Resonanz mehr.

Von der Ausstattung der Synagogen in den Landkreisen Diepholz und Nienburg/Weser ist nach derzeitigem Kenntnisstand so gut wie nichts erhalten. Von besonderem Wert sind daher mehrere so genannte Torawimpel (auch Torawickel, hebräisch: Mappa, Mehrzahl: Mappot), die das Museum Nienburg/Weser verwahrt. Sie stammen aus dem ersten Drittel des 19. Jahrhunderts. Torawimpel werden aus den Windeln gefertigt, die ein Junge bei der Beschneidung getragen hat. Reich bestickt mit Segenswünschen und bildlichen Darstellungen (zum Beispiel der erhofften Hochzeit) wird der Torawimpel um die Torarolle gewickelt, um den Lebensweg des Jungen symbolisch an die Tora zu binden und ihn Gottes Segen zu empfehlen. Vom weiteren Schmuck der Torarollen (Toramäntel, silberne Torakronen und -schilde, Torazeiger) ist in unserer Region nichts überliefert. Das Museum der Strohverarbeitung in Twistringen verwahrt eine einfache Holzbank, die aus der Synagoge des Ortes stammen soll. Erst 2015 gelangte ein Postament, eventuell für einen Leuchter, ins Heimatmuseum Hoya, das zur Ausstattung der dortigen Synagoge gehört haben dürfte.

Große Anstrengungen unternahmen die jüdischen Gemeinschaften für den Unterricht ihrer Kinder. Die Familien der ersten Schutzjuden werden Hauslehrer angestellt haben, später unterhielten die Gemeinden eigene Schulen oder ließen wenigstens jüdischen Religionsunterricht erteilen. Die Schulräume und die Wohnungen der Lehrer befanden sich meistens in einem Gebäude mit der Synagoge.

Eine andere Einrichtung von hoher Bedeutung ist das Ritualbad, hebräisch: Mikwe (Mehrzahl: Mikwaot). Die Reinigungsgebote der jüdischen Religionsgesetze machen es unerlässlich, bei bestimmten Verunreinigungen wie zum Beispiel bei der Berührung mit Blut oder Leichnamen ein solches Tauchbad mit im religiösen Sinn reinen Wasser aufzusuchen. Daher wird es auch in unserer Region zahlreiche Mikwaot gegeben haben, Belege gibt es u.a. für Lemförde, Twistringen, Stolzenau und Liebenau. Die Bäder sind jedoch nicht erhalten.

Die bescheidene Blütezeit der landjüdischen Gemeinden zwischen Weser und Hunte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts dauerte nicht lange an. Die Industrialisierung machte einen Wegzug in die Städte attraktiv, und mit der Einführung der Ansiedlungs- und Gewerbefreiheit waren schließlich auch die rechtlichen Beschränkungen gefallen. Die jüdischen Landgemeinden erlebten in der zweiten Hälfte des 19. und im beginnenden 20. Jahrhundert einen Niedergang, der mancherorts bis zu ihrer Auflösung führte. Weniger betroffen waren die Städte wie Nienburg und Diepholz, wo sich ein jüdisches Bürgertum mit Kaufleuten, Ärzten und Juristen etabliert hatte. Obwohl es immer wieder Anfeindungen gegen jüdische Einwohnerinnen und Einwohner gab, waren sie in die bürgerliche Gesellschaft in vielfältiger Weise integriert, wenn man zum Beispiel jüdische Schützenkönige als Beleg der Teilhabe werten möchte. In der Zeit der Weimarer Republik sahen sich die jüdischen Gemeinden jedoch einem immer aggressiver werdenden Antisemitismus ausgesetzt.

Mit dem Beginn der nationalsozialistischen Regierung 1933 wurde der Antisemitismus zur deutschen Staatspolitik. Boykotte



Der jüdische Eigentümer und die christlichen und jüdischen Mitarbeiter des Bekleidungsgeschäfts Heimann-Elb in Nienburg/Weser, um 1930

gegen Geschäfte, Praxen und Kanzleien und andere Maßnahmen raubten den jüdischen Familien nach und nach die Lebensgrundlage. Unter dem wachsenden Druck zogen viele Jüdinnen und Juden aus den kleinen Orten in die Städte, wo die größere Anonymität eine gewisse Sicherheit zu versprechen schien. Andere wanderten aus. Die jüdischen Gemeinden zwischen Weser und Hunte verloren rasch viele ihrer Mitglieder; manche Synagogen mussten geschlossen und verkauft werden.

Die so genannte Reichspogromnacht vom 9./ 10. November 1938 verschärfte den Druck weiter: Geschäfte jüdischer Inhaberinnen und Inhaber wurden geplündert, jüdische Einwohnerinnen und Einwohner verhaftet und Synagogen zerstört. In den Landkreisen Diepholz und Nienburg/Weser blieb keines der zu diesem Zeitpunkt noch existierenden jüdischen Bethäuser verschont, wenn auch nicht alle niedergebrannt oder abgerissen wurden. Ob danach noch irgendwo Gottesdienste gefeiert werden konnten, ist unbekannt. 1943 wurden die letzten Jüdinnen und Juden in die Konzentrationslager deportiert. Das Außenlager des KZ Neuengamme in Stuhr-Obernheide war ein Ort der nationalsozialistischen Vernichtungsmaschinerie in der Region. Dort erinnert heute ein Mahnmal an die Opfer, geschaffen 1988 von Wittmude Malik (s. Abb. S. 13).



Trümmer der Synagoge Twistringen nach der Zerstörung in der Reichspogromnacht 1938

Nach 1945 konnte sich in den heutigen Landkreisen Diepholz und Nienburg/Weser keine jüdische Gemeinde auf Dauer etablieren, derzeit befinden sich die nächsten aktiven jüdischen Gemeinden mit Gemeindezentren und Synagogen in Hannover, Osnabrück, Oldenburg, Celle und Bremen. Nur in der Diepholzer Synagoge fanden nach dem Holocaust für wenige Jahre noch einmal Gottesdienste statt. In Diepholz waren einige jüdische Überlebende des Konzentrationslagers Bergen-Belsen untergebracht worden, für die der Synagogenraum wiederhergestellt wurde. Mit ihrer Auswanderung endete diese kleine Gemeinde; die Synagoge wurde verkauft. 1953 erfolgte ihr Abriss, wie auch die ehemalige Synagoge in Syke und die Häuser der Synagogenräume in Sulingen und Uchte erst lange nach der Zeit des Nationalsozialismus endgültig zerstört wurden. Baulich erhalten, aber zu Wohnzwecken teils entstehend umgebaut sind die Synagogen in Lemförde, Rehburg und Wagenfeld.

Besser erhalten sind die jüdischen Friedhöfe der Region. Lediglich in Diepholz wurde der Begräbnisplatz in der NS-Zeit vollständig eingeebnet. Die weiteren Friedhöfe erlebten zwar Zerstörungen und den Verlust zahlreicher Grabsteine, doch blieben sie zumindest teilweise erhalten. Heute sind alle jüdischen Friedhöfe in gepflegtem Zustand und durch Zäune oder Hecken eingefriedet. Dennoch finden bis in die Gegenwart immer wieder Schändungen und Zerstörungen statt.



Denkmal für das KZ-Außenlager in Stuhr-Obernheide

Zur Erinnerung an die Geschichte der jüdischen Gemeinden und die Verfolgung und Ermordung ihrer Mitglieder in der Zeit des Nationalsozialismus wurden in vielen Orten Denkmale errichtet und Informationstafeln angebracht. Oft, aber nicht immer, fanden sie an den Standorten der zerstörten Synagogen ihren Platz, so dass die Orte, an denen jüdisches Leben in unseren Gemeinden stattfand, ins Bewusstsein der aufmerksamen Passanten gebracht werden. An die Wohnorte jüdischer Einwohnerinnen und Einwohner erinnern in einigen Gemeinden „Stolpersteine“ des Kölner Künstlers Gunter Demnig, die im Pflaster verlegt sind (z.B. in Barnstorf, Hoya, Nienburg/Weser, Rehburg, Sulingen, Syke oder Uchte). Mancherorts wurden auch Straßen nach früheren jüdischen Bürgerinnen und Bürgern benannt.

Zur Erinnerung an die Geschichte der jüdischen Gemeinden in der Region beizutragen und über die Stätten jüdischer Kultur zu informieren ist auch das Ziel dieses Wegweisers. Im Folgenden werden 19 Orte, an denen Einrichtungen jüdischer Gemeinden bestanden oder noch erhalten sind, knapp vorgestellt. Sie zeigen, dass jüdisches Leben auch „nebenan“ stattgefunden hat und dass ihre „Spuren“ bis heute zu finden sind.

Friedhof Zum Bahnhof



Obwohl schon seit dem Ende des 18. Jahrhunderts jüdische Familien in Barenburg, Kirchdorf und Varrel ansässig waren und sie Gottesdienste in Privathäusern feierten, gelang es der Gemeinde nie, eine Synagoge zu errichten. Offenbar gab es immer wieder Streitigkeiten zwischen den Familien. 1859 führte dies zum Scheitern eines Synagogenbaus, für den sogar schon ein Bauantrag gestellt war. Auch der Religionsunterricht muss daher in den privaten Räumen jüdischer Familien stattgefunden haben. In der Mitte des 19. Jahrhunderts hatte die Barenburger Gemeinde ihre größte Mitgliederzahl erreicht; sie stellte einen vergleichsweise hohen Anteil der Gesamtbevölkerung (1855: 48 von 640 Einwohnern). 1871 gab es in Barenburg und den angeschlossenen Orten Kirchdorf und Varrel 42 jüdische Einwohnerinnen und Einwohner. Die Zahl ging bald zurück, bis auf 15 im Jahr 1925. Doch blieben wenige Jüdinnen und Juden bis in die Zeit des Nationalsozialismus in Barenburg wohnen, 1942 wurde als letzter Levi Rosenthal deportiert.

Der Barenburger Friedhof liegt nordwestlich des Ortes in Richtung Varrel an der Straße Zum Bahnhof. Hier wurden

nicht nur die Toten der jüdischen Familien in Barenburg, Kirchdorf und Varrel, sondern bis 1846 auch die aus Sulingen bestattet. Auf dem rechteckigen Areal, das offenbar aufgeschüttet wurde, sind heute 51 Grabsteine und ein Sockel ohne Stein erhalten. Nach einer Dokumentation von Günter Schmidt-Bollmann stammen die frühesten Steine von 1813. Im hinteren Teil stehen die älteren Steine, sie sind sehr einheitlich gestaltet. Symbole finden sich nicht, lediglich einige Verzierungen (Blüten, Kränze) wurden als Schmuck angebracht. Auffällig ist ein Grabmal mit einer steinernen Urne von 1875. Die letzten Beisetzungen, für die Grabsteine erhalten sind, fanden 1925 statt.

Wie auf vielen anderen, so fehlen auch auf dem Barenburger Friedhof offenbar viele Grabsteine. Einige der erhaltenen Grabmale zeigen Spuren von Schändungen und Zerstörungen. Bis zu einer Instandsetzung lagen manche Steine am Rand des Gräberfelds, sie wurden wieder aufgerichtet. Die Steine der vorderen Reihe konnten nicht mehr ihrem ursprünglichen Standort zugeordnet werden, so dass sie keine konkreten Grabstellen bezeichnen.

Stolpersteine Ecke Lange Straße und Friedrich-Plate-Straße

Im 18. Jahrhundert kamen die ersten jüdischen Familien in den Ort, bis ungefähr 1829 unterhielten sie einen Betsaal im Haus des Gemeindevorstehers Benjamin Abraham Rosenthal. 1843 wurde die Gemeinde an Diepholz angeschlossen. Man besuchte die Gottesdienste in der dortigen Synagoge; die Kinder hatten dort ihre jüdische Schule. Der um 1800 angelegte und bis in die 1930er Jahre belegte Friedhof zeigt jedoch, dass sich die Barnstorfer Jüdinnen und Juden eine gewisse Eigenständigkeit bewahrten.

Bis in die Zeit des Nationalsozialismus lebten jüdische Familien in Barnstorf. Nach der Reichspogromnacht 1938 verließen die letzten jüdischen Einwohnerinnen und Einwohner den Ort. An Pauline und Julius Fränkel, die 1938 nach Bremen übersiedelt waren und 1942 von dort nach Minsk deportiert wurden, erinnern seit 2009 zwei „Stolpersteine“. Die Metallplatten mit den Namen und Lebensdaten wurden vom Künstler Gunter Demnig

im Bürgersteig vor dem Grundstück des früheren Hauses der Familie verlegt (Ecke Lange Straße und Friedrich-Plate-Straße). Der Künstler setzt solche „Steine“ in ganz Deutschland und in anderen Ländern, um so an jüdische Einwohnerinnen und Einwohner „in der Nachbarschaft“ zu erinnern. In vielen Orten der Region wurden inzwischen Stolpersteine verlegt.



Friedhof Am Rosengarten

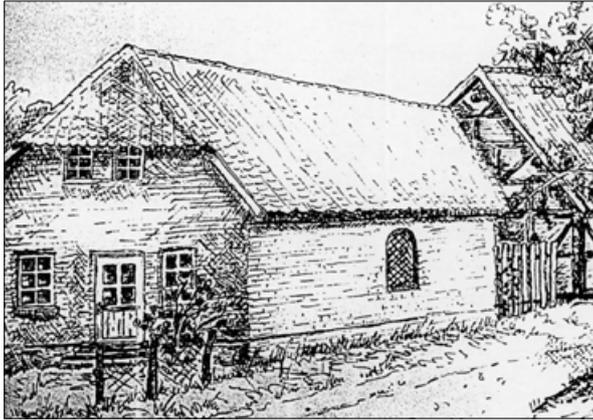
Der Friedhof lag zur Zeit seiner Anlage am Ende des 18. Jahrhunderts (erste Erwähnung 1801) außerhalb des Ortes, heute befindet er sich mitten im Siedlungsgebiet. Das Grundstück bekam 1879 eine Einfriedung, von der die zwei Torpfeiler erhalten sind. Sie tragen die Inschriften „Gestiftet von Nathan Ahrons Barnstorf 1879“ (links) „und Betty Ahrons geb. Goldschmidt“ (rechts). Die vier alten Kastanien entlang der Straße müssen noch von der jüdischen Gemeinde angepflanzt worden sein.

Zwölf Grabsteine und Fragmente aus der Zeit zwischen 1876 und 1936 sind erhalten, jedoch scheinen nicht alle am ursprünglichen Standort zu stehen. Die Gräber in der nordöstlichen Ecke zeigen steinerne Einfassungen, weshalb man annehmen kann, dass sie unverändert geblieben sind. Zahlreiche Grabstätten sind nicht mehr markiert, zudem sind einige der erhaltenen Steine durch Schändungen beschädigt.

Während des Zweiten Weltkriegs wurden zehn sowjetische Kriegsgefangene auf dem Friedhof beerdigt, an sie erinnert ein Gedenkstein. Das gärtnerisch gut gepflegte Friedhofsgelände wurde vor wenigen Jahren neu eingezäunt und das Tor erneuert.



Synagoge Meierkampstraße



1826 erhielt die jüdische Gemeinde, die sich zu Beginn des 19. Jahrhundert gebildet hatte, die Genehmigung zum Bau einer Synagoge. Sie sollte auf dem Grundstück des Kaufmanns Gottlieb Nachmann errichtet werden. Der bescheidene Bau kann nur anhand einer aus dem Gedächtnis angefertigten Zeichnung eines Bassumers beschrieben werden. Die Synagoge stand am östlichen Ende der Meierkampstraße, hinter dem (ehemaligen) Kino an der Sulinger Straße. Das auf rechteckigem Grundriss aus Backstein errichtete Gebäude unterschied sich äußerlich kaum von der ortsüblichen Wohnbebauung, ein Krüppelwalmdach überdeckte den gestreckten Baukörper. Die Zeichnung gibt für die zur Straße gerichteten Seite lediglich ein Fenster an, während rechts und links des Eingangs auf der Giebelseite zwei Fenster eingezeichnet sind. Dies lässt darauf schließen, dass sich im östlichen Teil des Gebäudes der Betsaal befand, während im westlichen Teil andere Räume (Schule, Lehrerwohnung?) untergebracht waren. Eine solche Aufteilung und mehrfache Nutzung war bei den Synagogen des ländlichen Raums durchaus üblich. 1935 wurde die Bassumer Synagoge wegen Baufälligkeit abgerissen. Eine kleine Informationstafel unter einer Kastanie weist auf ihren Standort hin.

Friedhof Sulinger Landstraße



Nah der Bundesstraße 61 von Bassum in Richtung Süden befindet sich der Friedhof an einem Waldrand. Ein Schild „Gräberstätte 100 m“ weist den Weg zum modernen Friedhofstor. Seit etwa 1800 konnte die jüdische Gemeinde auf dem weit vor der Stadt gelegenen Grundstück Bestattungen vornehmen. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde der Friedhof neu gestaltet: rechtwinklig eingefasste Gräberfelder und Plattenwege gliedern heute die Anlage. Die vom Eingang aus ersten zehn Felder erinnern an etwa 50 „unbekannte Soldaten, Russen“, Tote des Zweiten Weltkriegs. Die rund 30 jüdischen Grabsteine stehen auf den hinteren Feldern und damit sicher nicht an ihrem ursprünglichen Ort. Sie stammen aus dem 19. und dem ersten Drittel des 20. Jahrhunderts. Einige der älteren Steine, die mit ihren geschweiften Abschlüssen noch barock erscheinen, zeigen eine sehr hohe handwerkliche Qualität.

Nicht nur auf dem jüdischen Friedhof in Bassum wurden im Zweiten Weltkrieg Kriegsgefangene beerdigt (vgl. zum Beispiel Nienburg/Weser, Quernheim, Sulingen, Uchte oder Barnstorf), doch in keinem anderen Fall machte man aus dem jüdischen Begräbnisplatz eine „gemeinsame“ Gedenkstätte für die jüdischen und nicht-jüdischen Toten.

Synagoge Mühlenstraße 5



Schon 1684 durften sich erstmals Jüdinnen und Juden in Diepholz niederlassen. In der Mitte des 18. Jahrhunderts lebten hier vier bis fünf jüdische Familien. Damit gehörte die Diepholzer jüdische Gemeinde zu den ältesten in der Region. Sie wuchs bis 1885 auf 50 Personen an, in den zugehörigen Orten lebten 33 weitere Jüdinnen und Juden. Vieles deutet darauf hin, dass die Gemeindemitglieder in das öffentliche Leben der Stadt integriert waren. So stiftete Siegfried Simon Fontheim 1905 ein bis heute erhaltenes prächtiges Glasfenster im Diepholzer Rathaus. Mit weiteren Spenden trug Fontheim, der 1921 zum Ehrenbürger ernannt wurde, zum Gemeinwohl bei, was bei vielen jüdischen Bürgerinnen und Bürgern in Diepholz und anderswo üblich war.

Nachdem die Gottesdienste lange Zeit in privaten Räumen gefeiert wurden, entschloss man sich 1835 zum Kauf eines Hauses in der Mühlenstraße, das zur Synagoge ausgebaut wurde. Hier befanden sich auch die Schule und die Lehrerwohnung der Gemeinde. In der Straßenfront war das Haus von den Nachbargebäuden nicht zu unterscheiden: Es hatte eine typische Fachwerkfassade mit mittiger Eingangstür und seitlichen Fenstern (siehe Abb. oben). Ein Flur führte zum Betsaal im hinteren Teil des Hauses. Der Raum von 7,50m Breite und 9,30m Tiefe



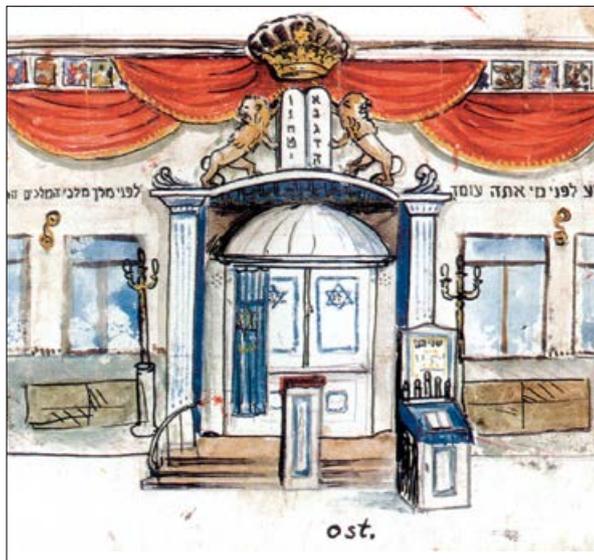
richtete sich auf den Toraschrein aus. Frauen fanden auf einer Empore Platz. Wie die Stolzenauer Gemeinde blieb auch die in Diepholz beim traditionellen Gottesdienstritus und schloss sich einem orthodoxen Gemeindebund an. Im Zuge der Pogromnacht wurde die Synagoge am 10. November 1938 geplündert, das Gebäude in seiner Substanz aber wohl nicht beschädigt.

Die Diepholzer Synagoge ist die einzige in der Region, in der nach 1945 noch einmal jüdische Gottesdienste gefeiert werden konnten. Nach der Befreiung wurden jüdische Überlebende, so genannte Displaced Persons (DPs), aus dem Konzentrationslager Bergen-Belsen in Diepholz untergebracht. 1946 richtete man für sie die Synagoge, die zwischenzeitlich als „Schulungsraum“ für eine nationalsozialistische Organisation dienen musste, wieder her und stattete sie mit einer entsprechenden Einrichtung aus. Ein Foto aus einer Zeitung der DPs von 1946 zeigt, wie die Überlebenden den Innenraum der Synagoge vorfanden. Man stattete die Synagoge mit einer neuen Einrichtung aus (siehe Abb. oben). Die folgende Skizze (S. 22) vermittelt einen Eindruck der geplanten Einrichtung: Säulen und Löwen, die die Gesetzestafeln und eine Krone darüber trugen, rahmten den Toraschrein ein. Davor stand das Vorbeterpult. Die Wände waren bemalt, an einigen Stellen waren

hebräische Inschriften angebracht. Im Zentrum befand sich die Bima, ein rechteckiges Podest mit dem Pult zur Verlesung der Tora im Gottesdienst. Auf der Südseite war eine Tafel zur



Erinnerung an die Opfer des Holocaust angebracht. Nach dem Wegzug der DPs (1947) kaufte 1953 ein nicht-jüdischer Einwohner das Gebäude, das später abgerissen und durch einen Neubau ersetzt wurde. Eine Gedenktafel erinnert an die Geschichte des Synagogenstandorts. Die Fontheimstraße und die Robergstraße sind nach jüdischen Einwohnern benannt.



Friedhof Ecke Pommern- und Schlesierstraße

1774 wird der Friedhof erstmals in Quellen genannt, doch kann man annehmen, dass er viel älter ist, da schon seit 1684 Jüdinnen und Juden in Diepholz lebten. Dieser historisch so bedeutende Begräbnisplatz ist heute nur noch eine Grünfläche: Wohl auf Veranlassung des nationalsozialistischen Bürgermeisters sollte der Friedhof „aufgehoben“ werden. 1941/42 bettete man die Bestatteten auf den Friedhof in Lemförde-Quernheim um. Die Grabsteine wurden entfernt und zu Baumaterial zertrümmert. Nach dem Zweiten Weltkrieg legte man die heutige Grünanlage an. Ein Gedenkstein mit hebräischer und deutscher Inschrift erinnert an die jüdische Gemeinde. 1994 wurden bei Bauarbeiten in der Lüderstraße Fragmente einiger Grabsteine entdeckt. Sie wurden in einem weiteren Denkmal eingearbeitet, das 1997 nach einer Idee von Diepholzer Schülern fertig gestellt wurde: Auf einem gepflasterten „Grabhügel“ erhebt sich ein Steinrahmen in der Gestalt eines abstrahierten Grabsteins, in dem die Trümmerstücke an Metallstäben befestigt sind. Eine Tafel am Eingang des Friedhofs informiert über die Geschichte des Ortes.



Synagoge Hauptstraße 53

Ende des 17. Jahrhunderts ließ sich eine erste jüdische Familie in Lemförde nieder, 1694 erhielt Levi Heidemann einen wie üblich befristeten Schutzbrief. Bis 1798 wuchs die Gemeinde auf 48 Mitglieder an, 1871 waren es 66. Die Lemförder Gemeinde war damit größer als die in Diepholz. Am gesellschaftlichen und politischen Leben nahmen die Lemförder Jüdinnen und Juden in vielfältiger Weise teil.

Im 18. Jahrhundert feierte die Gemeinde ihre Gottesdienste in privaten Räumen. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts suchte man nach einem eigenen Synagogengebäude und kaufte 1817 ein Haus an der Hauptstraße.

Auch wenn die jüdische Gemeinde es von einem nicht-jüdischen Einwohner erwarb, legt die Bausubstanz nahe, dass dieser den Bau in deren Auftrag als Synagoge, Schul- und Wohnhaus errichtet hatte. Die Lemförder Synagoge ist ein frühes Beispiel eines jüdischen Bethauses an einer Hauptdurchgangsstraße, denn bis weit ins 19. Jahr-



hundert wurden Synagogen meist so gebaut, dass sie nicht im Straßenbild sichtbar waren. Das rechteckige Haus mit Satteldach war zunächst nur aus Fachwerk konstruiert. Vom Haupteingang auf der Westseite führte ein Flur zum Vorbereich des Betsaals, links lag die Treppe zur Frauenempore. Wahrscheinlich rundbogige Fenster gaben dem Innenraum Licht. Den Saal überdeckte ein Tonnengewölbe, das im Dachgeschoss noch sichtbar ist. Auf der Ostseite des Saals stand der Toraschrein. So ähnelte der Betraum dem der nur wenig jüngeren Synagoge in Nienburg (1823). In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde die Synagoge nach Westen verlängert und mit einer Ziegelfassade versehen. Die Synagoge erhielt damit ein für jene Zeit in der Region typisches Fassadenbild, das versuchte, dem Fachwerkbau einen repräsentativeren Charakter zu verleihen (vgl. Rehburg, S. 52). Auf dem Grundstück befand sich auch das Ritualbad (hebräisch: Mikwe) der Gemeinde, das nicht erhalten ist.

In der Pogromnacht 1938 wurde die Synagoge geplündert und ihre Einrichtung auf dem Marktplatz verbrannt. Nach dem Verkauf des Hauses wurde es zu Wohnzwecken umgebaut, was den Betsaal weitgehend veränderte. Dennoch ist die Lemförder Synagoge die baulich am besten erhaltene in der Region. Die zukünftige Nutzung des denkmalgeschützten Bauwerks ist derzeit offen.

Friedhof Im Sande

Nahe der Straße von Quernheim nach Brockum liegt der Friedhof am Rand eines Waldstücks. Hinweisschilder weisen den Weg zum Tor. 1732 fand hier die erste Beisetzung statt, ein älterer Friedhof hatte sich nach Überflutungen als ungeeignet erwiesen. Zunächst gehörte das Grundstück Levi Heidemann, der es als Begräbnisplatz für seine Angehörigen erworben hatte. Später ging der Friedhof in Gemeindebesitz über und wurde offenbar mehrfach erweitert.

78 Grabsteine aus dem 18. bis 20. Jahrhundert sind erhalten. Die älteren stehen auf jenem sandigen Hügel in der Nordwestecke des Areals, den Levi Heidemann 1731 gekauft hatte. Die unregelmäßigen Reihen zeigen große Lücken. Die jüngeren Steine stehen in geraden Reihen auf einer ebenen Fläche. 1942 fanden Umbettungen vom Diepholzer jüdischen Friedhof statt. In der Nordostecke des Geländes befindet sich eine Gedenkstätte für sowjetische Kriegsgefangene, ein Denkmal listet 27 Namen von hier Beigesetzten auf.



Synagogenräume Lange Straße 63 und Kampstraße 4

Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts sind jüdische Einwohnerinnen und Einwohner in Sulingen belegt. Bis 1840 feierte die Gemeinde Gottesdienste im Haus ihres Vorstehers Bendix Falk. Sein Haus Lange Straße 63 ist erhalten; eine Lokalisierung des Betsaals ist jedoch nicht möglich. 1841 erwarb die Gemeinde, die in dieser Zeit etwa 15 Familien umfasste, ein Hinterhaus auf dem Grundstück Kampstraße 4, um dort ihre Synagoge, den Schulraum und die Lehrerwohnung einzurichten (s. Abb. unten). Über die Ausgestaltung des Betraums ist nichts bekannt. Das Bauwerk musste im Juli 1938 verkauft werden, als die unter dem Druck der nationalsozialistischen Verfolgung auf wenige Personen geschrumpfte Gemeinde ihre Auflösung beschlossen hatte. Das Haus wurde 1993 abgerissen.

Auch im Nachbarort Siedenburg gab es eine kleine jüdische Gemeinschaft, die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bei der Familie Rosengarten Gottesdienste feierte. Seit der Gründung des Synagogenbezirks 1843 gehörten die wenigen Familien zu Sulingen.



Friedhof Memelstraße

Erst nach der Gründung des Synagogenbezirks Sulingen konnte die jüdische Gemeinde 1846 einen eigenen Friedhof westlich des Ortes anlegen. Bis dahin bestattete man die Toten auf dem Friedhof in der Nähe von Barenburg (s. S. 14).

Von weitem erscheint das Gelände heute als ein kleines Waldstück: Alte Eichen fassen das Gräberfeld ein, das ein Mittelweg in zwei Bereiche teilte. Eine Allee aus Lebensbäumen begleitet diesen Weg – eine typische gärtnerische Gestaltung für Friedhöfe des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, die auf den älteren jüdischen Begräbnisplätzen nicht angetroffen werden kann. Links der Allee sind rund 30 Grabsteine erhalten. Die Lücken in den Reihen lassen auf große Verluste schließen.

Auf dem rechten Feld sind keine jüdischen Grabsteine zu finden. In dessen hinteren (östlichen) Teil errichtete man nach dem Zweiten Weltkrieg einen Gedenkstein für „unbekannte russische Kriegsgefangene“, die hier beerdigt sind.



Friedhof Hohe Straße

Wohl am Anfang des 19. Jahrhunderts in seinerzeit unbebauter Landschaft südlich des Ortes angelegt, ist der jüdische Friedhof heute von einem Wohngebiet umgeben. Das langgestreckte, unregelmäßig geformte Grundstück liegt auf einem Plateau über einem Hang und ist von einer hohen Hecke eingefasst. Ein schmaler Weg führt über ein Privatgrundstück hinauf zur westlichen Eingangspforte. Ein weiteres Tor befindet sich auf der Südseite des Friedhofs.

Nicht nur die jüdischen Familien Sykes bestatteten hier ihre Toten: Auch die jüdischen Einwohnerinnen und Einwohner von Brinkum, wo es in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine eigenständige Synagogengemeinde mit Betsaal gab, Leeste und Kirchweyhe hatten hier ihren Begräbnisplatz. Der älteste der 35 erhaltenen Grabsteine stammt von 1836, die jüngsten wurden in den 1920er und 30er Jahren aufgestellt. Im Zweiten Weltkrieg wurden auf dem jüdischen Friedhof 14 sowjetische Kriegsgefangene beerdigt.

Besichtigungen sind nach telefonischer Vereinbarung möglich (Stadtarchiv Syke, Tel.: 04242 164170).



Synagoge Gessler Straße



Im Jahr 1730 wurde es erstmals einer jüdischen Familie gestattet, sich in Syke niederzulassen. Nur zögerlich erteilten die Landesherren weitere Schutzbriefe, so dass sich die jüdische Einwohnerschaft erst seit Beginn des 19. Jahrhunderts bedeutend vergrößerte. 1810 gab es 35 Jüdinnen und Juden im Ort. Mindestens seit 1807 feierten sie ihre Gottesdienste in einer Synagoge an der Gessler Straße. Sie wurde 1937 verkauft, weshalb sie die Pogromnacht überstand. Erst 1977 erfolgte der Abriss, ein Foto zeigt den Zustand des Hauses kurz davor. Demnach stand die rechteckige, verputzte Synagoge dicht hinter einem Vorderhaus an der Gessler Straße. Rundbogenfenster, zwei auf der auf dem Foto sichtbaren südlichen Langseite und zwei im Ostgiebel, gaben dem Betsaal Licht. Die schlichte Gestaltung des Gebäudes, vor allem aber die Tatsache, dass es wie viele klassizistische Bauten verputzt war, legt eine Entstehung um 1800 nahe.



Ein 1991 eingeweihtes Mahnmal zwischen der evangelischen Kirche und dem Rathaus (Gestaltung: Elsa Töbelmann und Henning Greve) erinnert an die Vernichtung der jüdischen Gemeinde und an die weiteren Opfer des Nationalsozialismus in Syke.



Eine Straße in einem Wohngebiet wurde nach Dora Löwenstein benannt. Sie führte mit ihrem Mann Siegfried Löwenstein bis 1936 eine Fleischerei in

Syke (Herrlichkeit 13), die sie unter dem steigenden Verfolgungsdruck verkaufen mussten. Mit ihrer Familie zog Dora Löwenstein nach Bremen, 1941 wurde sie deportiert.

Synagoge Bachstraße

Aus dem Jahr 1730 datiert der erste Nachweis einer in Twistringen ansässigen jüdischen Familie, doch entwickelte sich die Gemeinde nur langsam. Um 1800 gab es zwei Familien. Bis 1858 wuchs die Gemeinde auf 40 Personen an. Seit der Gründung des Synagogenbezirks Twistringen 1843 zählten weitere Familien aus umliegenden Dörfern hinzu. Als Zentrum der landjüdischen Bevölkerung war nun die Errichtung einer eigenen Synagoge in Twistringen möglich geworden: 1845 konnte die Gemeinde ein Haus an der Bachstraße, abseits des Ortszentrums, für ihre Gottesdienste einrichten. In Twistringen gab es zudem schon seit der Mitte des 18. Jahrhunderts einen Friedhof, eine jüdische Schule (bis 1904) und ein Ritualbad (hebräisch: Mikwe).

Ein historisches Foto zeigt die Synagoge als rechteckigen, eingeschossigen Fachwerkbau mit Walmdach. Sie stand inmitten eines Gartens zwischen dem Bach und der Straße; ihr Eingang lag auf der nördlichen Langseite des Gebäudes.



Äußere Hinweise auf die Funktion als jüdisches Bethaus gab es offenbar nicht, die Synagoge glich den schlichten Fachwerkwohn- und wirtschaftsgebäuden der Umgebung. Über die innere Aufteilung und die Ausgestaltung des Betsaals ist nichts bekannt.

Die Synagoge wurde am 10. November 1938 in Brand gesetzt. Ein Foto zeigt die Trümmer mit spielenden Kindern (s. Einführung S. 12). Nahe dem Standort erinnert ein 1985 an der Bachstraße aufgestellter Gedenkstein mit deutscher und hebräischer Inschrift an die Zerstörung der Synagoge. Die letzten jüdischen Einwohnerinnen und Einwohner Twistringens wurden 1942 und 1943 deportiert, sie starben im Holocaust.

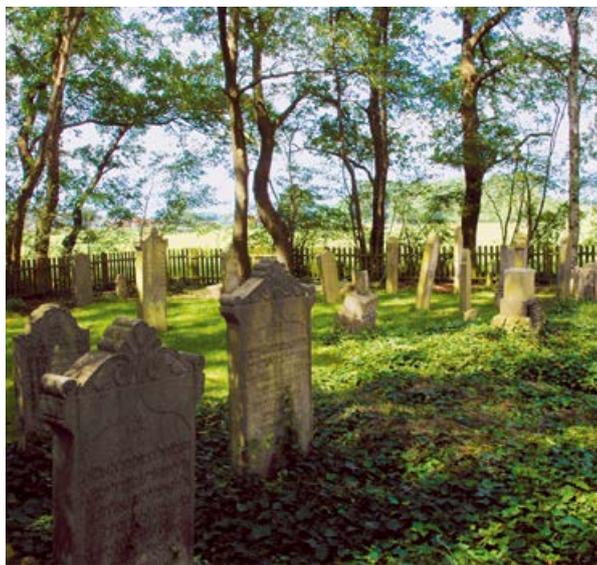
Das Museum der Strohverarbeitung in Twistringen verwahrt eine Holzbank, die möglicherweise aus der Synagoge stammt.



Friedhof Zur Poggenmühle

Nördlich des Ortes an der Straße nach Binghausen liegt der Friedhof inmitten der Felder am Rand eines Gehölzes. Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts fanden hier Begräbnisse statt. Im westlichen Teil des Gräberfelds stehen die älteren der rund 50 Grabsteine, sie stammen aus dem frühen 19. Jahrhundert. Gräber für Kinder wurden am Rand angelegt, sie sind an den kleineren Steinen erkennbar. Auffällig ist ein leider umgestürztes Familiengrab aus dem ersten Drittel des 20. Jahrhunderts im vorderen, rechten Bereich des Gräberfelds: Über einer geschwungenen Einfassung muss sich ein hoher Stein mit dreieckigem Giebel erhoben haben. Bis in die Gegenwart wurde der Friedhof immer wieder Ziel von Schändungen, so dass die meisten Grabsteine beschädigt oder nur noch in Fragmenten erhalten sind.

Wie auf vielen anderen jüdischen Friedhöfen wurden auch in Twistringen sowjetische Kriegsgefangene beerdigt, woran ein Gedenkstein erinnert. Vor dem Tor des von einem Holzzaun umgebenen Friedhofs gibt eine Tafel Auskunft über seine Geschichte.



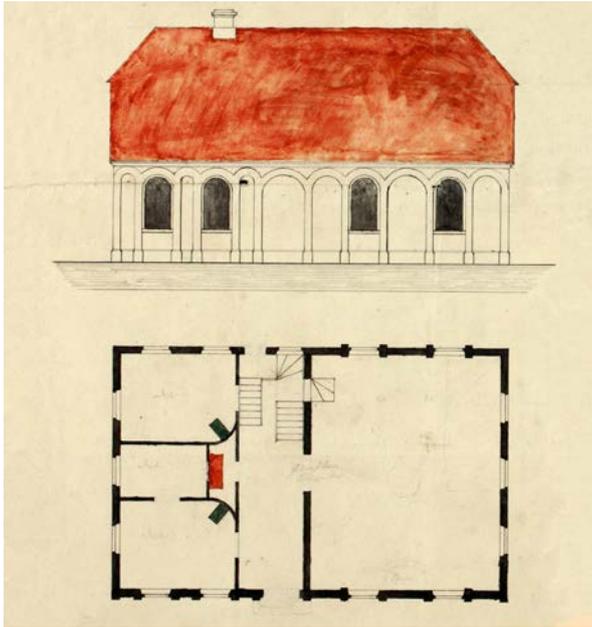
Friedhof Barver Straße

An der Barver Straße, über drei Kilometer nördlich des Wagenfelder Ortskerns, liegt der Friedhof am westlichen Rand eines kleinen Waldstücks zwischen den Straßen Am Gottesgraben und Bockeler Schweiz. Ein verwachsener Waldweg führt zum Friedhofstor, das wie der Zaun in jüngerer Zeit entstanden ist.

In der Zeit des Nationalsozialismus wurde das Gräberfeld stark zerstört, die Steine mussten später wieder aufgerichtet werden. 27 Grabsteine sind erhalten, davon einer fragmentarisch. Die älteren Steine sind flache Stelen mit runden oder geschwungenen Abschlüssen und anfangs nur hebräischen, später hebräischen und deutschen Inschriften. Aus der Mitte des 19. Jahrhunderts stammen vier auffällige Grabsteine in Gestalt viereckiger Pfeiler mit kleinen „Dächern“, sie ahmen im Stil des späten Klassizismus griechisch – oder römisch-antike Grabmale nach. In der Nähe des Tors finden sich links die jüngsten Steine, die teilweise aus Granit bestehen. Wegen der schweren Schäden vermittelt der Friedhof ein uneinheitliches Bild.



Synagoge Hauptstraße 62



Nach Hinweisen auf jüdische Einwohnerinnen und Einwohner vom Beginn des 18. Jahrhunderts lässt sich die Geschichte der Gemeinde erst wieder seit Anfang des 19. Jahrhunderts verfolgen. 1852, kurz nach dem Bau einer neuen Synagoge, zählte sie 42 Personen, um recht bald auf etwa 20 zurückzugehen. Diese Zahl blieb konstant bis in die Zeit des Nationalsozialismus. Dies liegt wahrscheinlich daran, dass in Wagenfeld seit etwa 1870 Industriebetriebe jüdischer Eigentümer bestanden, die die „jüdische Landflucht“ des ausgehenden 19. Jahrhunderts abmilderten. 1937/38 musste sich die Gemeinde unter dem Verfolgungsdruck auflösen.

Neben den Synagogen in Rehburg und Lemförde ist die in Wagenfeld die dritte, die in der Region baulich erhalten geblieben ist. 1850/51 hatte die jüdische Gemeinde das Gebäude an der Hauptstraße unter großen finanziellen Belastungen als rechteckiges, eingeschossiges Gebäude mit Krüppelwalm-



dach errichtet. Sie ist damit eine der jüngsten in der Region. Der Entwurf stammt vom in Braunschweig ansässigen Architekten F. Peters. Die historischen Baupläne zeigen, dass die Synagoge vergleichsweise aufwändig im spätklassizistischen Stil ihrer Zeit gestaltet werden sollte (s. Abb. links): Mauerstreifen und Rundbogenfenster gliedern in den etwas unbeholfenen Entwurfszeichnungen die Fassaden. Historische Fotos zeigen, dass in den Putz eine Quaderung eingearbeitet war, die Fenster- und Türleibungen besaßen profilierte Putzrahmen.

Man betrat das Gebäude von der Ostseite und gelangte in einen Flur, von dem links Schul- und Wohnräume abgingen. Rechts, in der nördlichen Hälfte des Hauses, befand sich der rechteckige Betsaal, den ein flaches Muldengewölbe überdeckte. Eine Empore für die Frauen war vom Flur aus über eine Treppe zu erreichen. Ihr gegenüber stand der Toraschrein. Die achteckige Bima ist im Entwurf im Zentrum des Raums angeordnet. Nachdem die jüdische Gemeinde ihre Synagoge 1937 verkauft hatte, wurde das Gebäude zu einem Wohnhaus umgebaut. Hinweise auf die ursprüngliche Funktion sind außen nicht erkennbar, das Haus steht derzeit nicht unter Denkmalschutz.

Synagoge Deichstraße 27

Seit Anfang des 18. Jahrhunderts entwickelte sich in Hoya eine jüdische Gemeinde, die in Hoyerhagen ihren Friedhof anlegte (s. S. 40). Hoya, als Amtssitz und später als Kreisstadt das wirtschaftliche und administrative Zentrum der Gegend, bot den jüdischen Einwohnerinnen und Einwohnern eine gewisse wirtschaftliche Lebensgrundlage, so dass hier 1758 bereits fünf „Schutzjuden“ mit Familien lebten. Wie in anderen Orten des Königreichs Hannover hatte sich die jüdische Gemeinde im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts so weit etabliert, dass ihre 87 Mitglieder an den Bau einer Synagoge denken konnten. Sie entstand 1833 an der Deichstraße. Historische Fotos (s. unten), auf denen die Ostfassade der Synagoge im klassizistischen Stil teilweise zu erkennen ist, zeigen eine Gliederung aus flachen Pilastern, die ein Gesims auf der Höhe der Traufen tragen. Die Fenster waren rundbogig, ein großes halbrundes Fenster war ins Giebelfeld eingeschnitten. So kann man annehmen, dass der Saal von einem Tonnengewölbe überdeckt war. 1908 feierte die Gemeinde das 75 jährige Bestehen ihrer Synagoge. In einem Zeitungsartikel darüber heißt es, rechts und links eines Mittelgangs hätten Bänke für 40 Männerplätze gestanden, und es habe eine Empore für 30 Frauenplätze gegeben. Der Toraschrein mit wertvollen, teils wohl sehr alten Torarollen stand auf der Ostseite, die Bima mit dem Pult zur Verlesung der Tora in der Mitte.

Die jüdische Gemeinde, die lange Zeit einen



Lehrer für die Religionsschule angestellt hatte, verlor seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts an Mitgliedern. Dieser Prozess verstärkte sich mit dem Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft. 1938 wurde die Synagoge vollständig zerstört. Die verbliebenen Jüdinnen und Juden mussten nach Kriegsbeginn in das städtische Armenhaus umziehen. 1942 wurden sie deportiert. Am Standort der Synagoge erinnern ein im Boden eingelassenes Kunstwerk und eine Informationstafel an die Bedeutung des Grundstücks. Das Heimatmuseum Hoya verwahrt ein Postament, das wahrscheinlich zur Ausstattung der Synagoge gehörte.

Zur Hoyaer Gemeinde gehörten auch jüdische Familien aus der Umgebung. In Bücken bestand in der Mitte des 19. Jahrhunderts für eine Weile ein Betsaal in einem Privathaus, 1866 wurde die Gemeinde an Hoya angeschlossen. In Bruchausen-Vilsen gab es ebenfalls eine kleine, eigenständige Gemeinde mit einem Betsaal, jedoch besuchte man an hohen Feiertagen die Synagoge in Hoya.



Friedhof am Kahlenberg



Der im Wald auf einem Hügelrücken gelegene Friedhof ist eines der beeindruckendsten Zeugnisse jüdischer Geschichte in der Region. Anfang des 18. Jahrhunderts begannen die Bestattungen, die bis in die NS-Zeit fortgesetzt wurden. Nicht nur die jüdischen Familien aus Hoya, sondern auch die aus vielen weiteren Orten brachten ihre Verstorbenen hierher. Um 1875 wurde das ursprüngliche Areal daher erweitert und in einigen Bereichen terrassiert.

Rund 180 Grabsteine aus dem 18., 19. und frühen 20. Jahrhundert sind erhalten, jedoch muss es früher erheblich mehr gegeben haben. Die älteren, durchweg aus Sandstein gefertigten Steine sind meist recht schlicht und tragen ausschließlich hebräische Inschriften. Florale Elemente und gelegentlich symbolische Darstellungen bilden neben den sorgfältig gestalteten Inschriften den einzigen Schmuck. Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts kommen neben Sandstein andere Materialien vor, und außer hebräischen erhielten die Steine auch deutsche Inschriften. Zudem wuchs die Vielfalt der Grabsteinformen. Trotz des Verlusts zahlreicher Grabstätten ist der Friedhof in Hoyerhagen ein steinernes Archiv der Geschichte der jüdischen Gemeinden in der Umgebung.

Friedhof Fiefhusen, Diepenau-Lavelloh



Der Friedhof gehörte den jüdischen Familien aus Diepenau und Lavelloh, bis 1882 auch denen aus Uchte, Warmsen, Meierhof und Stüriede. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts lebten fünf jüdische Familien in Diepenau und Lavelloh. Sie bildeten eine Gemeinde, die in Lavelloh bis etwa 1848 einen Betsaal unterhielt, der in zunehmend schlechtem Zustand war. In diesem Jahr errichtete man daher in Diepenau eine neue Synagoge. Von ihr wird jedoch schon 1895 berichtet, dass seit einigen Jahren keine Gottesdienste mehr stattfanden, weshalb man sich um den Verkauf bemühte.

Die jüdische Gemeinde Diepenau-Lavelloh hatte wahrscheinlich um 1800 ein sehr schmales, langgestrecktes Grundstück als Begräbnisplatz erworben (links hinter dem letzten Haus an der Straße Fiefhusen). Eine Hecke und ein Tor, dessen Sandsteinpfeiler wohl von 1895 stammen, friedeten das Areal ein. Die Gräber sind in zwei langen Reihen angelegt, 27 Grabstätten sind erkennbar. Die älteren Steine stehen im hinteren Teil, aus den Reihen herausgerückt ist das Grabmal eines Kindes. Der jüngste Grabstein wurde für Adolf Samenfeld errichtet, der 1933 starb. Die Inschrift für ihn nimmt die rechte Hälfte des Steins ein, die linke, wohl für seine Ehefrau bestimmte Seite blieb frei, sie konnte nicht mehr in ihrer Heimat beerdigt werden.

Friedhof Zappenberg



Eine offizielle jüdische Gemeinde hat in Leese nicht bestanden, doch gab es seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts bis zur Zeit des Nationalsozialismus jüdische Familien im Ort. Sie besuchten die Synagoge in Stolzenau auf der anderen Weserseite, aber sie besaßen spätestens seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert einen eigenen Friedhof. Er liegt außerhalb des Ortes, heute nahe dem Bahndamm, an der Straße Zappenberg.

Das dreieckige Grundstück auf dem Sporn eines kleinen Hügels ist mit alten Bäumen bestanden. Das Friedhofstor und die Umzäunung sind modern, eine alte Einfriedung ist nicht erkennbar. 19 Grabsteine und zwei Einfassungen ohne Steine sind erhalten. Nahe Verwandte wurden offenbar nebeneinander bestattet, was bei einem Friedhof für nur wenige Familien nicht verwundert. Die älteren Grabsteine, die im Westen des Gräberfeldes stehen, tragen ausführliche hebräische Inschriften auf der nach Osten weisenden Seite der recht flachen Stelen. Die letzte Bestattung fand 1935 in der nordöstlichen Ecke des Geländes statt. In manche der Steine wurden jüdische Symbole als Flachrelief eingearbeitet (vgl. die Abb. in der Einführung, S. 5): die segnenden Hände der Kohanim (der Nachfahren der Priester des Jerusalemer Tempels) und die Kannen der Leviten (der Tempeldiener).

Friedhof Stolzenauer Straße



Das bedeutendste sichtbare Zeugnis der jüdischen Geschichte Liebenaus ist der Friedhof, der sich an der Ecke der Straße nach Stolzenau und der nach Steyerberg befindet. 1778 angelegt, diente der seit 1875 von einer Mauer umgebene Begräbnisplatz für die Jüdinnen und Juden Liebenaus, Steyerbergs und Siedenburgs als letzte Ruhestätte. Die ältesten erhaltenen Grabsteine dürften um 1800 entstanden sein. Bemerkenswert sind einige symbolische Darstellungen (Levitenkannen, Kohanim-Hände, ein Schabbat-Leuchter). Um 1860 begann man, auf der Rückseite der Steine deutsche Inschriften anzubringen. Die traditionellen Formen (rundbogig, gerade oder mit einem kleinen Giebel geschlossene, flache Stelen) wurden von aufwändigeren Grabmalen abgelöst, wie es auf vielen Friedhöfen zu beobachten ist. Die rund 60 Grabsteine des Liebenauer Friedhofs zeigen, dass auch die Mitglieder einer Landgemeinde an den „Moden“ der Grabsteinkunst teilhaben wollten. Auffällig ist zum Beispiel ein Grabstein von ca. 1867 in Formen der Neugotik (vgl. die Abb. in der Einführung, S. 6). Diesen „christlichen“ Stil auch für jüdische Zwecke zu verwenden, war ein Ausweis der Bestrebungen nach Gleichberechtigung im deutschen Staat: Gleichzeitig entstand in Hannover eine der ersten großen neuromanisch-neugotischen Synagogen, die diesen Ideen Ausdruck verleihen wollte.

Synagoge Bomstraße 1



Im 18. Jahrhundert zogen die ersten Jüdinnen und Juden nach Liebenau. Ab 1778 wurde der Friedhof an der Straße Richtung Stolzenau belegt. Mit jüdischen Einwohnerinnen und Einwohnern aus den Nachbarorten feierten sie ihre Gottesdienste in einem Betsaal, der in einem älteren Haus eingerichtet war. 1852 war die Gemeinde auf 128 Personen angewachsen, zu denen weitere 19 aus Steyerberg kamen. Damit hatte sie den Höhepunkt ihrer Entwicklung erreicht; sie war mit Nienburg die größte jüdische Gemeinde in der Region. 1856 konnte sie an der Bomstraße eine Synagoge mit Ritualbad, Wohn- und Schulräumen errichten, wofür hohe Kredite aufgenommen und der Widerstand einiger christlicher Nachbarn überwunden werden mussten. Die Liebenauer Synagoge ist das letzte Beispiel der „Neubauwelle“, die in der Region in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts immerhin zehn Bauwerke hervorgebracht hat. Leider konnten bislang keine historischen Pläne, Fotos oder Beschreibungen des Hauses ermittelt werden. Ein Lageplan von 1897 zeigt, dass sich die Synagoge links neben dem heutigen Haus Bomstraße 1 befand (vgl. die Abbildung oben).

Die Synagoge ist im Lageplan das Haus mit der Nummer 142. Sie war ein rechteckiger Bau, der auf der Westseite einen

etwas schmalen Anbau hatte. Auf der Ostseite, direkt an der Straße, ragte ein Vorbau für den Toraschrein hervor, wie es ihn ähnlich auch in Nienburg oder Stolzenau gab. 1933 wird die Synagoge als baufällig bezeichnet. Sie wurde noch vor dem Novemberpogrom 1938 verkauft und abgetragen. Das Grundstück ist heute ein Garten.

Noch in der Hochphase der jüdischen Gemeinde Liebenaus in der Mitte des 19. Jahrhunderts ließ sich ein jüdischer Händler an der Liebenauer Hauptverkehrsstraße ein vergleichsweise stattliches Wohn- und Geschäftshaus errichten. Der Ziegelbau mit Gliederungselementen aus Sandstein ist bis heute erhalten (Haus Lange Str. 29, s. Abb. unten).

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts setzte der Niedergang der Landgemeinde ein, deren Mitglieder vor allem im Handel, unter anderem mit Liebenauer Spitzen, tätig waren. Die Geschichte der Liebenauer Gemeinde ist damit ein Beispiel für die „jüdische Landflucht“, die im Zuge der Industrialisierung, der Gewerbefreiheit und der Aufhebung der Ansiedlungsbeschränkungen zum Verschwinden vieler ländlicher Gemeinschaften und gleichzeitig zum Anwachsen städtischer Gemeinden führen sollte. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts lebten elf Jüdinnen und Juden in Liebenau. Noch vor 1938 hatten die letzten beiden Familien den Ort verlassen.



Friedhof Bruchstraße



Während die meisten jüdischen Friedhöfe abseits der Siedlungen zu finden sind, liegt der Begräbnisplatz an der Bruchstraße inmitten des heutigen Stadtgebiets – doch erst das Wachstum Nienburgs vor allem nach dem Zweiten Weltkrieg hat den Friedhof mit Häusern und Straßen umschlossen.

Der älteste Teil des Gräberfelds ist der nördliche Bereich, die frühesten erhaltenen Grabsteine stammen aus dem ersten Drittel des 19. Jahrhunderts. Die ersten Beisetzungen müssen jedoch schon ab 1694 stattgefunden haben, nachdem der Schutzjude Isaac Aaron ein Grundstück für Beerdigungen seiner Angehörigen erworben hatte. Hieraus ging später der Gemeindefriedhof hervor. Im 19. Jahrhundert erweiterte man das Gelände nach Süden bis zur heutigen Bruchstraße um einen langgestreckten Hügel, auf dem die Gräber in teils terrassierten Reihen angelegt sind. Hier fanden bis in die Zeit des Nationalsozialismus Beerdigungen statt.

Die Grabmonumente zeugen vom stilistischen Wandel von den Sandsteinstelen der älteren Gräber zu den zum Teil recht aufwändigen, aus Granit und Marmor gefertigten Denkmälern des frühen 20. Jahrhunderts. Heute finden sich rund 200

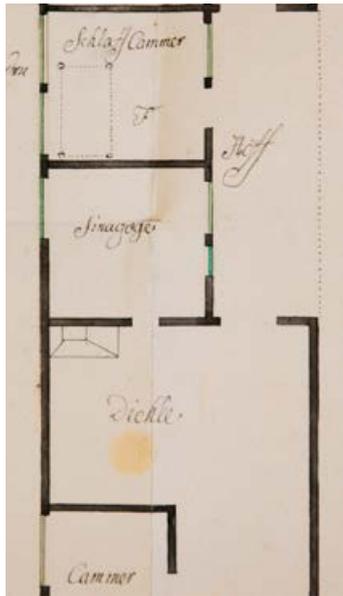
Grabsteine auf dem Nienburger Friedhof, der damit zu den größten in der Region zählt. Während des Zweiten Weltkriegs wurden zudem einige sowjetische Kriegsgefangene am östlichen Rand des Hügels beerdigt.

1887 finanzierte die Jonas Valentin-Stiftung ein Friedhofsgebäude, in dem möglicherweise die rituelle Leichenwaschung (hebräisch: Tahara) durchgeführt werden konnte, das aber auch zur Abhaltung von Trauerfeiern gedient haben könnte. Bis auf zwei Mauern ist das rechteckige Haus heute zerstört; ein Sandsteinblock mit der Stiftungsinschrift ist in den Boden eingelassen. An der Ostwand wurden zwei Gedenktafeln angebracht. Die rechte Tafel erinnert an die im Ersten Weltkrieg gefallenen Gemeindeglieder. Bis zum Abriss der Synagoge im November 1938 befand sich die in den frühen 1920er Jahren gefertigte Tafel neben deren Eingang. Ein Steinmetz hatte sie während der Zerstörung abtransportiert, auf seinem Betriebsgrundstück eingelagert und später der Stadt zur Gestaltung der Gedenkstätte zur Verfügung gestellt.

Ansprechpartner für weitere Informationen zum Friedhof ist das Stadt- und Kreisarchiv Nienburg/Weser (s. S. 60).

Synagoge Schloßplatz und Schule Lange Straße 79

In den letzten Jahren des 17. Jahrhunderts konnten sich erstmals jüdische Familien in Nienburg niederlassen. Die Gemeinde, deren Mitglieder überwiegend vom Handel lebten, wuchs im 18. und 19. Jahrhundert an. 1895 lebten in Nienburg und den angeschlossenen Orten (Drakenburg, Erichshagen, Marklohe, Siedenburg) 174 Jüdinnen und Juden. Wegen der zentralen Funktion der Stadt und der dort in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einsetzenden Industriensiedlung blieb die Mitgliederzahl konstant. Mitglieder der Nienburger Gemeinde waren sowohl in jüdischen Vereinen aktiv als auch im gesellschaftlichen Leben der Stadt. Obwohl die Gemeinde um 1800 recht groß war, fanden Gottesdienste nur in privaten Räumen statt. So ließ der Schutzjude Philipp Enoch 1741 hinter seinem Haus an der Langen Straße einen Synagogenraum einrichten. Der im Stadtarchiv erhaltene Bauplan mit der Beschriftung "Synagoge" (Abb. auf dieser Seite) gehört zu den ältesten solchen Plänen in Niedersachsen. Erst das Vermächtnis der 1821 in hohem Alter verstorbenen Witwe



Susanna Abraham, die beinahe 30 Jahre lang erfolgreich das Handelsgeschäft ihres Mannes fortgeführt hatte, ermöglichte der Gemeinde den Bau einer Synagoge. An die Bedeutung und Verdienste der Kaufrau Susanna Abraham erinnert die Stadt Nienburg/Weser im Rahmen der Initiative frauenORTE Niedersachsen. (Kontaktadresse für den frauenORT Nienburg/Weser:

Stadt- und Kreisarchiv Nienburg/Weser, s. S. 60)

Im Garten des Abrahamschen Hauses (Lange Straße 79) wurde 1823 eine Synagoge nach einem Entwurf des Architekten Emanuel Bruno Quaet-Faslem (1785-1851) errichtet, wie aus der Grundsteininschrift hervorgeht (s. Abb. S. 50). Im Haus der Witwe, ein Fachwerkbau des 18. Jahrhunderts, richtete man die Schule und Wohnungen ein. Obwohl von bescheidener Größe, kann die Nienburger Synagoge zu den interessantesten der klassizistischen Stilepoche in Niedersachsen gerechnet werden. Sie ist eines der frühesten jüdischen Bethäuser, das nicht auf annähernd quadratischem, sondern auf einem gestreckt-rechteckigen Grundriss errichtet wurde. Der Ziegelbau mit Satteldach war mit der Eingangsfassade nach Westen, zum Schloßplatz gerichtet. Zwei Säulen rahmten den Eingang, der zunächst in ein Vestibül führte, wo auch die Treppe zur Frauenempore abging. Den Betsaal überdeckte ein Tonnengewölbe, das auf Halbsäulen vor den Seitenwänden ruhte.

Säulen fassten den Toraschrein auf der Ostseite ein (vgl. die Abb. in der Einführung, S. 7).

Im Zuge der Reichspogromnacht 1938 wurde die Synagoge geplündert und ihr Inventar verbrannt. Das Bauwerk wurde abgetragen. Einige Sandsteinquader des Sockels transportierte man ab. Darunter war der Grundstein von 1823, in dessen





hebräischer Inschrift die damaligen Gemeindevorsteher und in der lateinischen der Architekt Quact-Faslem genannt werden (Abb. unten). Der Grundstein befindet sich heute im Lapidarium des Museums Nienburg. Ein weiterer Stein, die Ehren tafel für die im Ersten Weltkrieg Gefallenen, ist in eine Gedenkstätte auf dem jüdischen Friedhof integriert.

Vor dem Standort der Synagoge befindet sich am Schloßplatz eine Informationstafel. Das ehemalige Schulgebäude Lange Straße 79 ist erhalten (Abb. oben). Eine Gedenktafel für die jüdische Gemeinde, deren letzte Mitglieder 1942 deportiert wurden, ist seit 1998 am Rathaus, Marktplatz 1, angebracht. 1945 fanden noch einmal jüdische Gottesdienste in Nienburg statt, zu denen jüdische Soldaten der englischen Truppen und Überlebende zusammenkamen, eine Gemeinde bildete sich nicht mehr.

Grundstein der Synagoge Nienburg/Weser
(jetzt im Lapidarium des Museums Nienburg/Weser)



Ortsteil Rehburg Friedhof Düsseldorf Straße



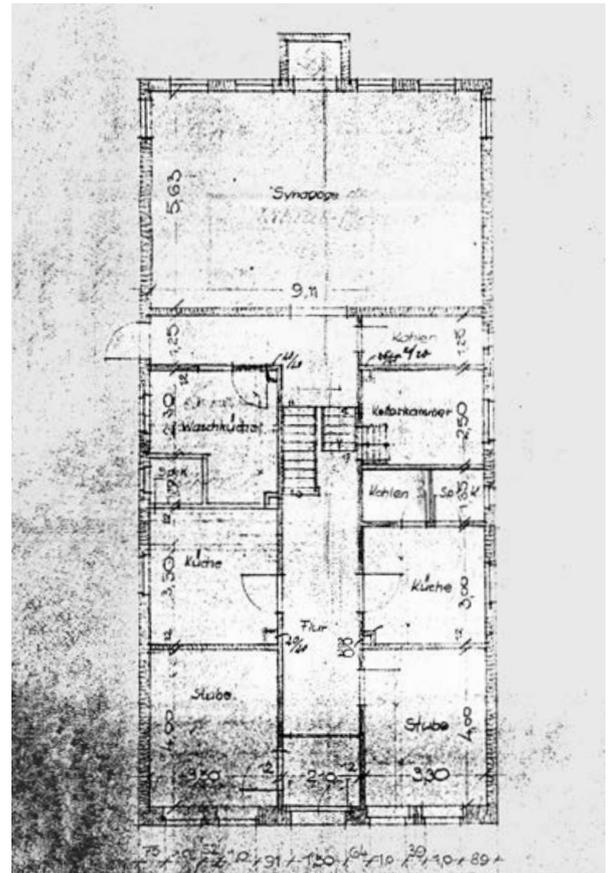
Auf dem Gieseberg, einem Hügel nördlich des Ortskerns, liegt der jüdische Friedhof Rehburgs. Von der Düsseldorf Straße führt gegenüber dem Haus Nr. 3 ein Rasenweg zum modernen Friedhofstor. Das ungefähr rechteckige Grundstück erstreckt sich in Ost-West-Richtung und nimmt die gesamte Kuppe des recht steilen Hügels ein.

35 Gräber mit 31 Grabsteinen und drei Fragmenten sind erkennbar. Die ältesten Steine stammen aus der Mitte des 19. Jahrhunderts, sie befinden sich auf der Ostseite des Gräberfelds. Die jüngsten Grabsteine, auf einem Doppelgrab von 1930 bzw. 1935, stehen im Westen hinter dem Eingang. Die meisten Steine sind sehr einfach gestaltet, selten finden sich Schmuckelemente wie Rosetten, fünfzackige Sterne und später auch Davidsterne. Bis auf wenige Granitsteine aus dem 20. Jahrhundert bestehen die Stelen aus Sandstein, was ihnen einen einheitlichen Charakter verleiht. Lücken in den Gräberreihen, Grabsteinstümpfe und wieder zusammengesetzte Stelen zeugen von Schändungen des Friedhofs.

Ortsteil Rehburg Synagoge Mühlentorstraße 7

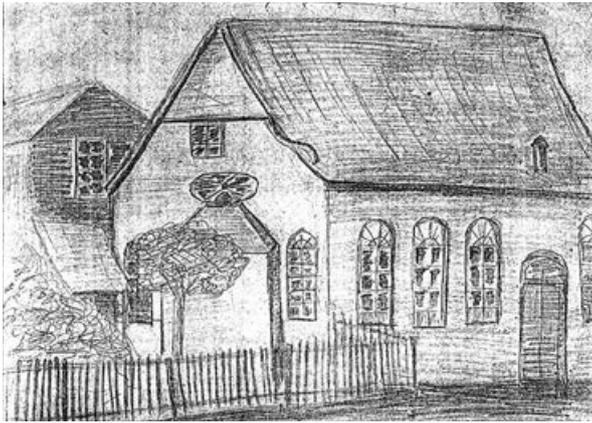


Die frühesten Hinweise auf einen Juden in Rehburg stammen von 1707, als ein Schutzbrief für Mathias Salomon ausgestellt wurde. Ein Kassenbuch der Synagogengemeinde aus dem frühen 19. Jahrhundert belegt, dass in dieser Zeit ein Betsaal bestand. In der Mitte des 19. Jahrhunderts erlebte die Gemeinde ihre Blütezeit mit 68 Mitgliedern im Jahr 1848. Danach wurde sie allmählich wieder kleiner. 1942 wurden die letzten jüdischen Einwohnerinnen und Einwohner deportiert. 1835 erwarb die Gemeinde ein Haus, das zur Synagoge ausgebaut wurde. Hier waren auch die Religionsschule und Wohnungen untergebracht. Die Synagoge ist eine der wenigen in der Region, die baulich noch erhalten sind (vgl. Lemförde und Wagenfeld). Das rechteckige Gebäude mit hohem, ausgebauten Satteldach muss in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts umgestaltet worden sein: Der heutige Westgiebel aus Backstein ist eine Ergänzung aus dieser Zeit. Weitere Veränderungen nahm man 1934 vor, als das Haus nach einem Brand wieder aufgebaut wurde (vgl. abgebildeter Grundriss S. 53). Im vorderen Teil, durch den ein breiter Mittelflur führte, befanden sich im Erd- und im Obergeschoss die Schul- und Wohnräume. Der rund 9,10m breite und 5,60m tiefe Betsaal nahm den hinteren Teil des Hauses ein, er war 4,05m hoch und hatte eine flache Decke. Auf der Mitte der Ostseite füllte



der Toraschrein eine rechteckige, nach außen vortretende Nische. Der sehr schmale Bereich der Frauen war auf der gegenüber liegenden Seite im Obergeschoss untergebracht und durch Öffnungen mit dem Saal verbunden. Im Zuge der Reichspogromnacht im November 1938 wurde das Inventar der Synagoge zerstört. 1939 verkaufte die jüdische Gemeinde das Haus. Seitdem dient es als Wohnhaus, wofür bis in jüngste Zeit Umbauten vorgenommen wurden. Dadurch zeigt der Bereich, in dem sich der Betsaal befand, mittlerweile keine Hinweise auf seine ursprüngliche Funktion.

Synagoge Hinterm Dahle



Um 1700 bildete sich in Stolzenau eine jüdische Gemeinde, die in der Mitte des 19. Jahrhunderts auf 116 Mitglieder (1852) angewachsen war und damit rund 10% der Bevölkerung stellte.

Nachdem über 100 Jahre lang Gottesdienste in privaten Betsälen gefeiert wurden (u. a. im Haus der Familie Hildesheimer, heute Am Markt 7), konnte die Gemeinde 1835 eine Synagoge an der Südseite der Straße Hinterm Dahle einweihen. Der rechteckige Bau mit Satteldach, von dem nur eine Zeichnung (s. Abb. oben) einer 13jährigen von 1920 als bildliche Darstellung überliefert ist, hatte seinen Haupteingang auf der zur Straße weisenden Nordseite; ob es einen weiteren Zugang vom Grundstück aus gab, ist unklar. Rundbogige Fenster belichteten den Saal, drei befanden sich auf der Nordseite, zwei auf der Ostseite. Durch die eben falls rundbogige Eingangstür gelangte man in ein Vestibül, von dem eine Treppe zur Frauempore abging. Das in der Zeichnung rechts der Tür erkennbare Fenster wird zur Belichtung des Treppenhauses gedient haben. Ein Vorbau auf der Ostseite barg die Torarollen, darüber lag ein wohl ovales Fenster. Fritz Goldschmidt schildert den Innenraum in seinen Erinnerungen: „Die [Synagoge], so schmucklos sie war, hat

auf uns immer einen besonderen Zauber ausgeübt; es war ein kleiner Saal mit gewölbter Decke und je zwei Säulen am Eingang und vor dem [Toraschrein]. Von der Decke hingen 3 eiserne Kerzenkronen, die mittlere über [der Bima, zu der] drei Stufen heraufführten; das Gestühl war aus einfachem Tannenholz. Die Betpulte waren in Brusthöhe gehalten, und vor jedem Stand befand sich ein Kerzenhalter. Zur Frauenschule auf einer Empore führte eine Stiege von der Diele.“

Im November 1938 wurde die Synagoge zerstört. Heute befindet sich an ihrer Stelle ein Garten (s. Foto unten), eine Gedenktafel gibt es nicht. Der Grundstein der Synagoge befindet sich heute in einem jüdischen Museum in den USA. Direkt neben der Synagoge stand das Gebäude der jüdischen Schule. Eine weitere Gemeindeeinrichtung, das Ritualbad, soll sich in der Kibitzstraße befunden haben. Die Stolzenauer jüdische Gemeinde erlangte eine gewisse überregionale religiöse Bedeutung, nachdem Rabbi Jechiel Michel ben Joseph Moses um 1770 eine Talmudschule gegründet hatte. Soweit bekannt, war dies die einzige Schule für die fortgeschrittene rabbinische Ausbildung in der Region. Bis zur Vernichtung der Gemeinde in der Zeit des Nationalsozialismus blieb man in Stolzenau bei einer orthodoxen Ausrichtung in der Religionsausübung. Die letzten jüdischen Einwohnerinnen und Einwohner wurden 1942 aus Stolzenau deportiert und später ermordet.



Friedhof an der Straße nach Schinna

Östlich der Straße von Stolzenau nach Schinna liegt der Friedhof weithin sichtbar inmitten der Felder (vgl. das Foto in der Einführung, S. 3). Bereits in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts fanden hier erste Beisetzungen statt. Eine Ziegelmauer umgibt das Areal, das zum Teil von Bäumen bewachsen ist. Rund 120 Grabsteine aus dem 18. bis 20. Jahrhundert stehen in unregelmäßigen Reihen auf dem Gelände, die älteren im Norden, die jüngsten auf der rechten Seite des kaum noch erkennbaren Mittelwegs. Im älteren Teil sind die Grabsteine recht einheitlich gestaltet, hebräische Inschriften und manchmal jüdische Symbole überziehen die nach Westen gerichtete Seite der Stelen. Auf dem jüngsten Gräberfeld steht ein Grabstein, dessen Bekrönung ein plastischer Davidstern bildet – ein auf ländlichen jüdischen Friedhöfen seltenes Beispiel der expressionistisch-modernistischen Grabmalkunst der 1920er Jahre des 20. Jahrhunderts.



Auf der Südostecke des Friedhofs stehen die Umfassungsmauern einer kleinen Trauerhalle, deren Dach und Ausstattung, wohl niedrige Sitzbänke, jedoch fehlen. Sie dürfte um 1930 entstanden sein, archivalische Quellen zu diesem Gebäude gibt es nicht. Der Stolzenauer Friedhof zählt zu den interessantesten jüdischen Begräbnisplätzen in der Region und zeugt von der zahlenmäßig vergleichsweise großen und einflussreichen Gemeinde, die es bis in die Zeit des Nationalsozialismus im Ort gegeben hat.

Friedhof Hammer Dresch

Die Anfänge der jüdischen Gemeinde Uchte dürften auf das späte 18. Jahrhundert datieren, denn 1812 waren hier bereits fünf Familien ansässig. Hinzu kamen weitere Jüdinnen und Juden in Warmßen. Spätestens 1830 richtete man in Uchte einen Betsaal in einem Privathaus ein. Zum Bau eines eigenständigen Synagogengebäudes kam es jedoch nie. Im 20. Jahrhundert befand sich der Betsaal im Haus Brinkstraße 28; seit wann er dort untergebracht war, ist unbekannt. Auch über die Gestaltung des Synagogenraums sind keine Informationen überliefert. Wahrscheinlich hatte die jüdische Gemeinde das Gebäude schon vor der Pogromnacht von 1938 verkauft, fortan diente es als Wohnhaus. Das Bauwerk wurde in jüngster Zeit abgerissen und das Grundstück neu bebaut. Sehr versteckt liegt der Friedhof der jüdischen Gemeinde im Osten des Ortes; er ist nur über das private Grundstück Hammer Dresch 2 erreichbar. Das von einer alten, aber



restaurierten Mauer eingefasste Areal bildet ein in nord-südlicher Richtung langgestrecktes Trapez. Das (erneuerte) Eingangstor liegt in der Nordwestecke. Die Gräber wurden in drei erkennbaren Reihen angelegt, von denen sich zwei auf einem schmalen Hügel erstrecken. Die Belegung begann wahrscheinlich auf dem Hügel, die Gräber davor stammen erst aus dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts. Heute sind noch 34 Grabsteine (einer davon als Fragment) erhalten. Weitere acht Steine wurden nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs für sowjetische Kriegsgefangene gesetzt.

HINWEISE

Allgemeine Hinweise zur Besichtigung jüdischer Friedhöfe:

Für den Besuch jüdischer Friedhöfe gelten einige Regeln, die auch von nicht-jüdischen Besucherinnen und Besuchern einzuhalten sind. Gräber sollen nicht betreten werden, und männliche Besucher sollen eine Kopfbedeckung tragen. An jüdischen Feiertagen und am Schabbat (Freitagabend bis Samstagabend) ist der Friedhofsbesuch untersagt. Die meisten Begräbnisplätze in der Region sind jedoch auch ohne ein Betreten des Geländes gut einsehbar. Die jüdischen Friedhöfe sind Eigentum des Landesverbands der jüdischen Gemeinden von Niedersachsen K.d.ö.R., Hannover.

Zum Autor:

Ulrich Knufinke studierte Architektur und Germanistik an der Technischen Universität Braunschweig und wurde dort mit der Dissertation „Bauwerke jüdischer Friedhöfe in Deutschland“ promoviert. Als wissenschaftlicher Mitarbeiter der Bet Tfila - Forschungsstelle für jüdische Architektur in Europa (Braunschweig/Jerusalem) war er an mehreren Projekten zur Dokumentation jüdischer Bauwerke beteiligt. Für den Landschaftsverband Weser-Hunte e.V. verfasste er 2011 die Broschüre „Klassizismus in den Landkreisen Diepholz und Nienburg/Weser“. Seit 2014 ist er Privatdozent an der Universität Stuttgart.

Abbildungsnachweis:

Archiv Huth, Hoya: S. 38; Archiv Kurth, Sulingen: S. 27; Archiv Bet Tfila - Forschungsstelle, Braunschweig: S. 18; Hans-Jürgen Dehn, Syke: S. 13; Museum Nienburg/Weser: S. 7, 8, 11, 49; Braunschweigisches Landesmuseum: S. 21; Museum Stolzenau: S. 54; Niedersächsisches Hauptstaatsarchiv Hannover: S. 36; Samtgemeinde Liebenau: S. 44; Stadt Rehburg-Loccum: S. 53; Stadtarchiv Diepholz: S. 20, 22, Titelseite; Stadtarchiv Syke: S. 30; Stadtarchiv Twistringen: S. 12, 32; Stadt- und Kreisarchiv Nienburg/Weser: S. 7, 48 (Foto: U. Knufinke); Alle weiteren Fotos: U. Knufinke

Dank des Verfassers:

Das Zustandekommen dieses Wegweisers verdankt sich nicht nur der Unterstützung der Förderer, sondern auch der uneigennütigen Hilfe zahlreicher Bürgerinnen und Bürger aus den Landkreisen Diepholz und Nienburg/Weser, die sich – oft seit vielen Jahren – ehrenamtlich für die Erforschung und Erhaltung jüdischen Kulturguts engagieren. Bei ihnen sowie bei den Museen, Archiven und Behörden der Region stießen meine Recherchen immer auf großes Interesse. Hierfür möchte ich allen Beteiligten sehr herzlich danken. Ein weiterer Dank gilt der Bet Tfila - Forschungsstelle für jüdische Architektur in Europa (Braunschweig/Jerusalem), deren Archiv ich nutzen durfte.

Ulrich Knufinke

WEITERFÜHRENDE LITERATUR

Böttcher, Heinz-Hermann: Der jüdische Friedhof in Bassum. Grabstein-Inschriften, Fotos, Literatur. Syke 2003.

Böttcher, Heinz-Hermann: Der jüdische Friedhof in Syke. Grabstein-Inschriften, Zerstörungen am 4./5. April 2002. Syke 2003.

Böttcher, Heinz-Hermann: Der jüdische Friedhof in Twistringen. Grabstein-Inschriften, Fotos, Literatur. Syke 2003.

Focke, Harald, Hermann Greve und Hilmar Kurth: Als die Synagogen brannten. Der Judenpogrom vom 9./10. November 1938 in Deutschland und im Kreis Diepholz. Seine Vorgeschichte und seine Folgen. Syke 1989.

Friedhoff, Timo: Wagenfelder Fragmente. Die Geschichte der jüdischen Gemeinde in Wagenfeld vom 18. bis zum 20. Jahrhundert. Vechna-Langförden 2008.

Funke-Westermann, Lydia, und Friedrich Kratzsch: Geachtet und geächtet. Twistringen und seine Juden 1933-1943. Harpstedt 1985.

Gatter, Thomas: Gepriesen sei der Span da er verbraucht ward die Flamme zu entzünden. Der jüdische Friedhof in Nienburg. Nienburg 1998.

Goldschmidt, Fritz: Beitrag zur Geschichte der Judengemeinden im ehemaligen hannoverschen Kreis Stolzenau. O.O., o. J.

Groß, Gerd-Jürgen: Sie lebten nebenan. Erinnerungsbuch für die während der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft 1933 - 1945 deportierten und ermordeten jüdischen Frauen, Männer und Kinder aus dem Landkreis Nienburg/Weser. Nienburg/Weser 2013.

Guse, Martin: Übersicht zur jüdischen Gemeinde in Liebenau/Steyerberg. Liebenau 2008 (masch. Manuskript).

Henneberg, Ilse, und Bärbel Gemmeke-Stenzel: Gestern Nachbar – Heute Jude. Verfolgte in der Heimat. Geschichte der Juden im Landkreis Diepholz. Erstellt von Schülerinnen und Schülern des 11. Jahrgangs der KGS Brinkum. Brinkum 1994.

von Husen, Ludger, und Meyer, Horst (Hg.): Flecken Lemförde. Eine 750jährige Gemeinde zwischen Dümmer und Stenweder Berg. Diepholz 1998.

Knufinke, Ulrich: Objekte jüdischer Alltagskultur aus den Landkreisen Diepholz und Nienburg/Weser. In: Vogeding, Ralf (Hg.): Materialien zur Alltagsgeschichte, Hausforschung und Kultur im Landkreis Diepholz und in benachbarten Regionen Bd. 3. Syke 2015.

Kurth, Eva, und Hilmar Kurth: Juden in Sulingen 1753-1938. Sulingen 1986.

Liebezeit, Falk, Reinald Schröder und Peter Sobetzki-Petzold (Hg.): Stationen jüdischen Lebens in Diepholz. Ein Stadtrundgang mit genealogischen Betrachtungen. Diepholz 2010.

Liebezeit, Falk, und Herbert Major: Auf den Spuren jüdischer Geschichte in Diepholz. Mit vollständigem Verzeichnis der Mitglieder der jüdischen Gemeinde in Diepholz. Diepholz 1999.

Mallus-Huth, Heike, und Hans Huth: Wann wird man je versteh'n... Der Weg der Hoyaer Juden bis 1942. Mannheim 1992.

Müller, Hartmut: Löb Simon Cohn und andere. Juden in Brinkum. Bremen 1990.

Obenaus, Herbert (Hg.): Historisches Handbuch der jüdischen Gemeinden in Niedersachsen und Bremen. Göttingen 2005.

Quast, Anke: Nach der Befreiung. Jüdische Gemeinden in Niedersachsen seit 1945. Das Beispiel Hannover. Göttingen 2001.

Rokahr, Ulrich: Die Geschichte der Juden in Stolzenau. Stolzenau 2015.

Sabelleck, Rainer: „Mit dem Sabbath steht, mit dem Sabbath fällt das Ganze, (...)“ Liberale und Orthodoxe im Gottesdienst- und Harmoniumstreit in der Synagogengemeinde Nienburg. In: Izsák, Andor: „Niemand wollte mich hören...“ Magrepha. Die Orgel in der Synagoge. Hannover 1999, S. 76-90.

Sabelleck, Rainer: Jüdisches Leben in einer nordwestdeutschen Stadt: Nienburg. Göttingen 1991.

Sabelleck, Rainer: Synagogen, Schulen und Friedhöfe. Über die Entwicklung und das Ende jüdischer Gemeindeeinrichtungen im Gebiet des heutigen Landkreises Nienburg (1843-1938). Nienburg 1988.

Schmidt-Bollmann, Günter: Der jüdische Friedhof in Twistringen. Masch. Man., Veröffentlicht unter www.die-maus-bremen.de (Aufruf: 14. 03. 2012).

WEITERFÜHRENDE LITERATUR

Steinberg, Georg: Nahharkels. Gedichte. Nienburg 1989, hg. u. m. e. Nachw. versehen v. Rainer Sabelleck (Nachdr. d. Ausg. Hannover 1899).

Storz, Harald: Jüdische Regionalgeschichte im Landkreis Diepholz. 1998. Veröffentlicht unter www.juedische-geschichte-diepholz.de (Aufruf 13. 01. 2012).

Wiedemann, Wilfried: Individuelles und kollektives Gedächtnis. Zur Geschichte des jüdischen Friedhofs einer deutschen Kleinstadt nach 1945. In: Die Gartenkunst 24 (2012), H. 1.

INFORMATIVES

Landkreis Diepholz:

Kreisarchiv

Hülsmeierstr. 44, 49406 Barnstorf
Tel: 05442 8038990, Telefax: 05442 8038991
falk.liebezeit@diepholz.de

Kreismuseum Syke

Herrlichkeit 65, 28857 Syke
Tel: 04242 2527, Telefax: 04242 3118
info@kreismuseum-syke.de, www.kreismuseum-syke.de

Stift Bassum mit Stiftskirche

Abtei. Fachwerkgebäude aus dem 18. Jh.
mit prächtigem Kapitelsaal
Stift 1, 27211 Bassum
Tel: 04241 2532, Telefax: 04241 971834
Stift.Bassum@t-online.de, www.stift-bassum.de

Landkreis Nienburg/Weser:

Stadt- und Kreisarchiv

Verdener Straße 24, 31582 Nienburg
Tel: 05021 87-235 oder 87-233, Telefax: 05021 87-400
p.berger@nienburg.de

Museum Nienburg/Weser

Fresenhof, Leinstraße 48,
Quaet-Faslem-Haus, Leinstraße 4, 31582 Nienburg
Tel: 05021 12461 Telefax: 05021 62377
info@museum-nienburg.de, www.museum-nienburg.de

Heimatemuseum Grafschaft Hoya

Im Park 1, 27318 Hoya
Tel. und Telefax: 04251 671679
Museum-hoya@t-online.de, www.museum-hoya.de

Kloster Loccum

Im Kloster 2, 31547 Rehburg-Loccum, OT Loccum
Tel: 05766 96020, Telefax: 05766 960211
www.kloster-loccum.de

IMPRESSUM

Herausgeber:

Landschaftsverband Weser-Hunte e.V.

E-Mail: info@weser-hunte.de, www.weser-hunte.de

Kontaktadressen:

Landkreis Diepholz

Niedersachsenstraße 2

49356 Diepholz

Telefon: 05441 976-1909

E-Mail: anja.schweers@diepholz.de

www.diepholz.de

Landkreis Nienburg/Weser

Kreishaus am Schloßplatz

31582 Nienburg

Telefon: 05021 967-163

E-Mail: ingrid.decke@kreis-ni.de

www.landkreis-nienburg.de

Autor: PD Dr.-Ing. habil. Ulrich Knufinke M.A., Wolfsburg

Layout und Gestaltung: PERFECTGREY by André Hädicke

Druck: Druckhaus Breyer, 49356 Diepholz

2., überarbeitete Auflage 2015, 10.000 Exemplare

Weitere Broschüren des Landschaftsverbandes Weser-Hunte e.V.:

Klassizismus in den Landkreisen Diepholz und Nienburg/Weser – Ein Wegweiser zur Architektur Emanuel Bruno Quast-Faslems und seiner Zeit, 1. Auflage 2011

Skulpturen und Objekte im öffentlichen Raum in den Landkreisen Diepholz und Nienburg/Weser, 1. Auflage 2005, 2. Auflage 2011

Museen in den Landkreisen Diepholz und Nienburg/Weser, 1. Auflage 1998, 2. Auflage 2002, 3. Auflage 2006

Mühlen in den Landkreisen Diepholz und Nienburg/Weser, 1. Auflage 1995, 2. Auflage 1999, 3. Auflage 2008

Mittelalterliche Dorfkirchen in den Landkreisen Diepholz und Nienburg/Weser, 1. Auflage 2004, 2. Auflage 2013

Archäologische Denkmale in den Landkreisen Diepholz und Nienburg/Weser, 1. Auflage 2005, 2. Auflage 2011, 3. Auflage 2013

Bauernhäuser in den Landkreisen Diepholz und Nienburg/Weser, 1. Auflage 2014



**Niedersächsisches Ministerium
für Wissenschaft und Kultur**



Der Landschaftsverband Weser-Hunte e. V. wird mit Mitteln des Landes Niedersachsen und der VGH - Versicherungsgruppe Hannover - gefördert.

Der
Unterschied
beginnt beim
Namen

Wir sind den **Menschen verpflichtet:**

50 Millionen Kunden mit 50 Millionen unterschiedlichen Bedürfnissen. Deshalb verkaufen wir nicht einfach Finanzprodukte, sondern erklären sie so, dass jeder sie versteht. Da, wo unsere Kunden sind, da sind auch wir zu Hause. Deshalb bieten wir nicht nur Sicherheit für ihr Geld, sondern

Unterstützung für die ganze Region.

Als Finanzierungspartner Nr.1 fördern wir das Wachstum des **Mittelstands** und einen Großteil der **Existenzgründungen** in Deutschland: Das sichert Arbeitsplätze. Wir entwickeln die **Lösungen** von morgen, weil wir

an Sie und die **Zukunft** glauben. Schon heute haben wir zum Beispiel die meistgenutzte **Finanz-App**. Erleben Sie den Unterschied. Bei Ihrer Sparkasse vor Ort und auf www.sparkasse.de

Wenn's um Geld geht - Sparkasse



Kreissparkasse
Grafschaft Diepholz



Sparkasse
Nienburg



Kreissparkasse
Syke